



Aufschluss

84. Mitteilungsblatt
der evangelischen Konferenz
für Gefängnisseelsorge
in Deutschland



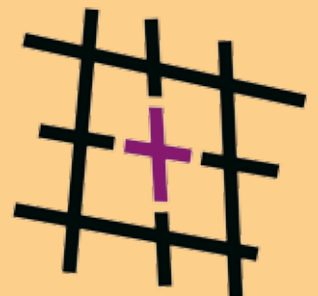
Gold ist die Jugend - in Ehren ergraut
50 Jahre Arbeitsgemeinschaft Jugendvollzug



„Telling our Story“
Bericht von der IPCA-worldwide-Tagung in Sydney



Mundschutz und Gummihandschuhe
ein Tagebuch mit Flüchtlingen



1

April 2016



Editorial		
<i>Hans-Ulrich Agster und Thomas Wagner</i>	—————	3
Anstoß		
Wer von der Liebe predigt, lehrt die Menschen predigen, nicht lieben <i>Eckard Jung</i>		4
Zur Sache		
Mundschutz und Gummihandschuhe – Tagebuch mit Flüchtlingen <i>Götz Eisenberg</i>		7
Stichwort		
Beschlagnahme und Sicherstellung <i>Tobias Müller-Monning</i>	—————	15
Auf-Gelesen		
„Einer geht rein“ <i>Wolfgang Bauer</i>	—————	17
Person vorgestellt		
Mülleimer oder Schatzkiste? <i>Gisela Süßmuth</i>	—————	28
Region vorgestellt		
Regionalkonferenz Baden-Württemberg <i>Gerhard Ding</i>	—————	32
Bundeskongress		
<i>Aus Vorstand und Beirat</i>		
Kurznotizen <i>Ulli Schönrock</i>	—————	36
<i>Aus der AG U-Haft</i>		
Umfrage ergibt gravierende Unterschiede <i>Gunhild Warning</i>	—————	37
<i>Aus der AG WuP</i>		
Viel Stille, viel Bewegung, viele unsichtbare Räume <i>Henrike Schmidt</i>	—————	38
Weiterbildung Gefängnisseelsorge <i>Barbara Zöller Tobias Müller-Monning</i>	—————	40
<i>Aus der AG Jug</i>		
Gold ist die Jugend – in Ehren ergraut <i>Eckard Jung</i>	—————	42
50 Jahre AG Jugendvollzug <i>Gabriele Sommer</i>	—————	45
<i>Aus dem IPCA-Arbeitskreis</i>		
„Telling our Story“ – unsere Geschichten erzählen <i>Felix Walter und Frank Stüfen</i>	—————	46
<i>Emeriti</i>		
Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte <i>Hans Freitag</i>	—————	50
Regionalkongresse		
<i>Regionalkongress Baden-Württemberg</i>		
Staunend, zweifelnd, ratlos... <i>Annette Roser-Koeppf</i>	—————	55
<i>Regionalkongress Berlin-Brandenburg</i>		
Auf dem Weg zu einer künftigen Stelle für Stille <i>Thomas-Dietrich Lehmann</i>	—————	57
<i>Regionalkongress Hessen</i>		
Vom Reiz, zu schauen, was dahinter ist... <i>Meike Sohrmann</i>	—————	59
<i>Regionalkongress Nord</i>		
I'm flying... <i>Christian Braune</i>	—————	68
<i>Regionalkongress Sachsen</i>		
Das Sächsische Strafvollzugsgesetz <i>Christel Bakker-Bents</i>	—————	69
<i>Regionalkongress Sachsen-Anhalt/Thüringen</i>		
„Wir müssen uns alle mal an einen Tisch setzen...“ <i>Ulrich Huppenbauer</i>	—————	71
<i>Regionalkongress kurz notiert</i>	—————	74
Mediales	—————	75
Neben-Sächliches	—————	82
Termine	—————	83
Impressum	—————	84



Liebe Leserinnen und Leser,

manche haben es gar nicht vermisst, manche haben nachgefragt. Seit Oktober 2013 ist kein Mitteilungsblatt mehr erschienen. Vorstand und Beirat haben diskutiert, ob man überhaupt ein gedrucktes Mitteilungsblatt noch braucht oder ob es nicht sinnvoller wäre, alles nur noch im Internet auf unserer Homepage zu veröffentlichen.

Eine kleine Umfrage bei der Jahrestagung im Kloster Drübeck 2015 brachte auch kein eindeutiges Ergebnis, aber schließlich sind sich Vorstand und Beirat dann doch einig geworden, dass beides weitergeführt werden soll: ein gedrucktes Mitteilungsblatt und Informationen in unserer Homepage. Beides soll aber künftig eng aufeinander abgestimmt und redaktionell zusammen betreut werden.

Herzlichen Dank an Karin Greifenstein und Martin Faber, die das Mitteilungsblatt bisher gestaltet haben. Und ganz besonderen Dank an Mathias Steinleitner, der die Homepage für uns aufgebaut und bis jetzt betreut hat.

Nun legen wir AUFSCHLUSS Nr. 1 vor mit dem Untertitel „Mitteilungsblatt der Evang. Bundeskonferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland“. Viele Namen wurden diskutiert und am Ende kam die Idee von Heike Roziewski im EKD-Büro in Hannover zum Zug.

Im Gefängnis wissen alle, was „Aufschluss“ bedeutet und diese Zellenöffnung wird in der Regel positiv erlebt. Man kann wieder rausgehen, zumindest eine Zeitlang, zwar nicht ganz ins Freie, aber immerhin in der Abteilung oder im Hafthaus. Man kann anderen begegnen, mit ihnen reden.

Wir Gefängnisseelsorgerinnen und -seelsorger sorgen neben dem allgemeinen „Aufschluss“ durch Vollzugsbeamte immer wieder für einen besonderen Aufschluss, wenn wir einen Gefangenen zu einem Gespräch abholen.

Und wenn es gut läuft, dann kommt es zu aufschlussreichen Gesprächen, öffnet sich etwas

für einen Menschen, wächst Vertrauen, keimt Hoffnung auf.

Das neue Mitteilungsblatt soll

Aufschluss geben über unsere Arbeit in den Gefängnissen und über Themen informieren, die die Gesellschaft oder unsere Gremien in besonderer Weise bewegen.

Jede Ausgabe (geplant sind zwei im Jahr, eine im März/April und eine im Oktober/November) soll in Rubriken eingeteilt sein, sodass man sich schnell zurechtfinden kann, was interessiert oder was man überblättert.

An dieser ersten Ausgabe haben viele mitgearbeitet und es finden sich deshalb sehr unterschiedliche Themen und Berichte aus Arbeitsgemeinschaften und aus Regionalkonferenzen. Vieles gab es bisher auch schon, einiges ist dazugekommen und wurde verändert. Wünsche und Vorschläge, die sich in der Umfrage gezeigt haben, wurden aufgenommen.

Wir sind aber offen für Kritik und Anregungen und hoffen darauf, dass auch künftig viele am „Aufschluss“ mitarbeiten, damit es ein Heft von und für Gefängnisseelsorger/innen ist und noch mehr werden kann.

Die Homepage wird gerade überarbeitet und wird dasselbe Layout wie der „Aufschluss“ erhalten. Bitte habt noch etwas Geduld bis es auf dem neuesten Stand ist.

Wir freuen uns auf Rückmeldungen und wünschen euch nun eine „Aufschluss“-reiche Lektüre!

Hans-Ulrich Agster und Thomas Wagner





Wer von der Liebe predigt, lehrt die Menschen predigen, nicht lieben.

Die AG Jugend unserer Bundeskonferenz feiert in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Wir haben deren Vorsitzenden Eckhard Jung um einen theologischen „Anstoß“ gebeten:

Wenn also Predigen nicht reicht, was dann?

Als Student las ich einen Spruch von Augustinus über dem Schreibtisch eines Freundes: Ich will und ich will nicht. „Das ist falsch“, sagte ich zu ihm, „da muss ein ‚oder‘ hin!“ Denn so entsprach es meiner Lebensauffassung: Entweder du willst oder du willst nicht. Beides geht nicht. Du musst dich schon entscheiden.

Heute bin ich klüger. Darum bin ich auch Seelsorger geworden. Denn selbstverständlich geht beides: ich will und ich will nicht. Es geht nicht nur hintereinander, es geht sogar gleichzeitig. Das nennt man Ambivalenz. Versucht man, sie in irgendeine Eindeutigkeit hinein aufzulösen, wird man Schaden nehmen. Man kann sie nur aushalten. Und im Wissen und im Spüren der Ambivalenzen zu einer Handlungsmöglichkeit finden, - die natürlich immer von einem Schatten getrübt sein wird. Ich kann eine Ausbildung machen wollen und morgens gern lange im Bett liegen bleiben. Wollen kann ich beides, aber wenn es zur Handlung wird, dann wird eine Seite die andere überwiegen müssen. Und auch wenn ich mit meiner Entscheidung aus vielen guten und vernünftigen Gründen versöhnt bin, wird die andere Seite klagend einwerfen, dass es doch schön gewesen wäre, noch eine Weile im warmen Bett liegen zu bleiben

Gib, dass ich tu mit Fleiß, / was mir zu tun gebühret, / wozu mich dein Befehl / in meinem Stande führet. / Gib, dass ich's tue bald, / zu der Zeit, da ich soll, / und wenn ich's tu, so gib, / dass es gerate wohl. (EG 495,2)

Erwachsene unterscheiden sich von Jugendlichen darin, dass sie nicht bei jeder Entscheidung des Lebens die Frage stellen, ob sie auch Lust dazu haben. Erwachsene tun, was getan werden muss (früher nannte man das ‚Pflicht‘), einfach so. Das macht das Leben um einiges leichter. Jugendliche müssen erst mühsam lernen, den Versuchungen zu widerstehen. Deswegen verstehen Erwachsene die Jugendlichen auch so oft falsch. Dann beklagen sie sich, weil der Gefangene seinen Förderplan nicht erfüllt. Er habe ihn doch seinerzeit unterschrieben. Das hat genau mit der Ambivalenz zu tun. Er hat dem Förderplan natürlich voll inhaltlich zugestimmt. Aber es gibt ja immer noch die andere Seite. Erwachsene verlieren das leicht aus dem Blick. Es reicht also nicht, immer nur das Richtige, Gute und Vernünftige zu wollen. Das wäre die verführerisch-falsche Eindeutigkeit. Man muss zugleich darauf schauen, was es einem so schwer macht, den guten Weg auch zu gehen.

Das geht beim Seelsorger mitunter leichter als bei anderen. Denn der Seelsorger ist nicht direkt Teil der Hilfeplanung. Vielmehr ist er



sogar zur Verschwiegenheit verpflichtet. Da geht es dann eben auch um die schlechten Gedanken, die Hindernisse, das ungute Gefühl. Das mit dem ‚unguten Gefühl‘ ist das schwierigste dabei. Denn viele junge Menschen haben nie richtig gelernt, Gefühle zu erkennen. Sie können sie nicht richtig unterscheiden und benennen.

Seelsorge war einst das Pendant zur Fürsorge (eigentlich ein wunderbarer Begriff: für jemanden sorgen), die jetzt Sozialdienst heißt. Das Sorgen ist beim Seelsorger geblieben. Für die Seele sorgen. Der andere Fachdienst nennt die Seele Psyche und sich selbst Psychologie. Für die Seele sorgen – oder anders: da sein, wenn die Seele Sorgen hat. Wenn der Sinn verloren gegangen ist und nichts mehr glückt. Das ist ein Dienst, der sich an alle Menschen richtet, die ihn brauchen. Nicht nur oder speziell an die Christen unter ihnen. Da ist Seelsorge dann auch mehr als religiöse Betreuung – die ja auch Teil des Dienstauftrags ist: Gottesdienste feiern in Wort und Sakrament, die Beichte abnehmen, taufen und konfirmieren, beten und segnen. In den letzten Jahren ist eine weitere Dimension ins Zentrum gerückt: die Spiritualität. Stille-Übungen. Meditation.

Stille aushalten im Gefängnis, ruhig werden mitten im Geschrei des Alltags, das eigene Leben betrachten angesichts der Fülle der Ablenkungen und erfundenen Wirklichkeiten der Unterhaltungsindustrie. Und dabei die eigenen, bedrängenden Gedanken ertragen lernen.

Die Wartelisten für die Gruppe sind lang.

Ein Seelsorger braucht eine gute Gottesbeziehung und eine eigenes geistliches Leben. Wie soll er sonst Zeugnis geben für die Liebe und Güte Gottes, die allen Menschen gilt? Wie soll er sonst in die Wirklichkeit hineinsagen können, dass Gott keinen Menschen verloren gibt (Lk 15,7)?

Selbstverständlich braucht ein Seelsorger gleichermaßen Fachwissen und Erfahrung. Er braucht Gesprächskompetenz. Mittlerweile ist es selbstverständlich, dass ein Gefängnisseelsorger eine klinische

Seelsorgeausbildung durchlaufen hat. Oft liegen noch weitere Zusatzqualifikationen vor.

Es ist wichtig, die Ambivalenzkonflikte des Lebens von ernsthaften psychischen Erkrankungen unterscheiden zu können. Ebenso wichtig ist es, die Grenze zwischen markanten Persönlichkeitsstilen und manifesten Störungen zu erkennen. Theologisch relevant ist die Frage nach Schuld und Vergebung.¹ Und ebenso die Frage nach Verhängnis und Erlösung, wenn das Leben in destruktiven Abhängigkeiten verstrickt ist. Die Arbeit mit Symbolen und Geschichten hilft da oft mehr als eine gut gemeinte Erklärung. Überhaupt ist es wichtiger, die Geschichten des Lebens zu erzählen und so gangbare Wege zu finden (...der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann - Paul Gerhardt 1653). Diagnosen helfen nicht! Und alles Gutgemeinte auch nicht (das Gegenteil von gut ist nicht böse, sondern ‚gut gemeint‘).

Der Satz, gegen den wir kämpfen lernen müssen, ist ein ganz einfacher, ein teuflisch einfacher. Er heißt: „Es ist ja doch alles egal.“ Hinter diesem fatalistischen ‚egal‘ öffnet sich die Tragik eines Lebens. Man spürt die Suche nach einer Liebe, die nicht getragen hat. Man sieht die vielen Versuche zum Guten, die nicht gelungen sind. Man hört das Ringen um Anerkennung, die nicht gezollt wurde. Ist das mein Schicksal? Dann erlaubt der Satz „es ist ja doch alles egal“ wieder die schädigen Abweichungen vom guten Weg: Dann kann ich auch wieder Drogen nehmen und die Arbeit hinwerfen. Dann kann ich meine Freundin hintergehen. Dann kann ich mit meinen Eltern wieder herumschreien. Denn dann ist ja alles egal.

Aber dieser Satz ist nicht einfach nur ‚Rückfall‘ ins alte Wesen. Er ist zuerst einmal Hinweis,

¹ „Das verzeihe ich dir nie!“ - so fängt mancher Satz an. Alte Kränkungen haben eine oft über-große Macht. Und die Befürchtung, dass Freunde und Freundinnen sich abwenden könnten, bringt manchen Inhaftierten zur Verzweiflung. Kann ich vergeben, was mir angetan wurde – oder halte ich an meiner ‚Unverzeihlichkeit‘ fest wie an einem Krückstock?



dass die Anforderung noch zu hoch, der neue Weg noch zu schwer, zu steil und zu steinig ist. Und dass noch keine Kraftquellen gefunden worden sind. Was gibt mir Kraft, auf meinem manchmal mühsamen Weg durchzuhalten? Jeder wird da seine ganz persönlichen Antworten finden müssen. Menschen, die zu mir halten. Aber wer? Ziele, die mich nach vorne ziehen.² Aber welche? Gottvertrauen – wer so etwas kennt.

Jedenfalls: es ist nie alles egal!

Die Jungs müssen ihren Weg finden im Spannungsfeld von ‚ich will‘ und ‚ich will nicht‘. Letztlich geht es um Selbstklärung. Um Menschen, die Wunsch und Wirklichkeit zusammenbringen müssen. Um Menschen, die ihren Hoffnungen nicht trauen oder sich gegen ihre Befürchtungen kaum wehren können. Mir begegnen traurige Menschen, und andere, die es lieber in Kauf nehmen, wütend zu sein als traurig. Ich kenne natürlich auch die fröhlichen und zuversichtlichen, aber die kommen ganz gut allein zurecht.

Mir ist es eine Ehre, dass Menschen mich an ihrer ganz persönlichen Suche teilhaben lassen. Ich glaube, sie vertrauen mir.

Damit sind wir wieder beim Anfang. Augustinus lehrt uns, dass auch mit einer guten Predigt das Ziel noch nicht erreicht ist. Die richtigen Fragen stellen ist der Anfang. Antworten finden muss jeder für sich selbst. Der Glaube an die Gotteswirklichkeit in meinem Leben ist eine Kraftquelle – daraus schöpfen muss jeder selbst.

Eckard Jung



Eckard Jung ist Gefängnisseelsorger in der JVA Wiesbaden und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Jugendvollzug.

Ostende - 1936

Den September verbringe ich im Süden der Niederlande und lebe in einem Wohnwagen auf der Halbinsel Walcheren. Nicht weit von hier, auf der anderen Seite der Schelde, haben sich Mitte der 1930er Jahre Flüchtlinge getroffen, die vor den Nationalsozialisten fliehen mussten. Joseph Roth, Stefan Zweig, Egon Erwin Kisch, Irmgard Keun, Ernst Toller und andere begegneten sich einen Sommer lang im belgischen Ostende. Volker Weidermann hat diesen Sommer in seinem Buch „Sommer der Freundschaft“ zu schildern versucht. Dort erfährt man, dass Tollers Frau Christiane ihrem Mann



² Ganz sicher nicht dazu gehört die Angst vor dem Gefängnis. Die verliert sich ganz schnell nach der Entlassung. Leider wird dieses Märchen von der Prävention von allen Seiten immer wieder erzählt.



In der Rubrik „Zur Sache“ soll ein aktuelles Thema kompetent und pointiert bearbeitet werden. Tagesaktualität ist selbstverständlich nicht möglich, aber es gibt doch Themen, die die Gesellschaft und/oder uns Gefängnisseelsorger/innen länger beschäftigen.

Mundschutz und Gummihandschuhe -Tagebuch mit Flüchtlingen

*In welchen Begriffen reden wir über Flüchtlinge?
Welche Bilder und Metaphern verwenden die Medien?*

Was sagt das über uns selber aus?

*Welche politisch-gesellschaftlichen Umstände begünstigen
Integrationsbemühungen, welche behindern sie eher?*

Was droht uns, wenn Integration misslingt?

*In einer Art Tagebuch von unterwegs geht
Götz Eisenberg diesen Fragen nach.*

stets einen Strick ganz oben in den Koffer packen musste, damit er jederzeit über eine „Exit-Strategie“ verfügte, wie Wolfgang Herrndorf das später genannt hat. Am 22. Mai 1939 machte er Gebrauch von diesem Strick und erhängte sich in einem Zimmer des Hotels Mayflower in New York aus Verzweiflung über die in Spanien gescheiterten letzten revolutionären Hoffnungen und zermüht von langer Schlaflosigkeit. Der Freund Klaus Mann notiert in sein Tagebuch: „Grosses Grauen; grosse Erschütterung. Erinnerungen; Vorwürfe; all das Versäumte – was nie wieder gutzumachen ist. - Das Grauenhafte für uns alle. Ich will es nicht tun. Es ist zu grauenvoll. Man muss aus allen menschlichen Bindungen treten, ehe man es tut.“ Die Druckwellen der Erschütterung, die dieser Tod für die deutschen Intellektuellen und Schriftsteller im Exil darstellte, waren noch in Paris spürbar. Joseph Roth, der inzwischen dort lebte, brach, als er vom Tod Tollers erfuhr, zusammen und starb

wenige Tage nach ihm in einem Armenspital.

Frühe Prägungen

Ältere Schichten der Seele geben merkwürdige Inhalte frei, sobald man verborgene Türen der Erinnerung öffnet. Das Wort Flüchtling hörte ich als Kind wohl zum ersten Mal, als davon die Rede war, dass es einem Familienmitglied gelungen war, aus russischer Gefangenschaft zu fliehen. Auf abenteuerlichen Wegen hatte sich G. nach Hause zu Frau und Kindern durchgeschlagen. Von Nachbarn hieß es, sie seien aus dem Sudetenland vertrieben worden und hätten „vor den Russen fliehen müssen“. Andere waren „ausgebombt“ worden, ihnen war alles verbrannt. In meinem Inneren verbanden sich diese Erzählungen mit den Bildern aus

**„We are all waves
of the same sea“**

(Mark Tobey)



dem Struwwelpeter, das das erste Buch war, mit dem ich in Berührung kam. Wenn von Bränden die Rede war, sah ich Paulinchen vor mir, die beim Zündeln verbrennt. Das ganze Mädchen steht in Flammen, am Ende bleibt von ihr nur ein Häufchen Asche zurück.

Diese frühen Erinnerungen sitzen im Kinderkörper, steigen gelegentlich an unerwarteten Stellen auf und machen dem aufgeklärten Erwachsenen-bewusstsein zu schaffen. Das Bild „vom Russen“ ist für eine ganze Generation von Kriegs- und Nachkriegskindern durch derartige Erzählungen geprägt. Bestimmte heutige Nachrichten oder Bilder bohren längst verschüttete Schichten unseres Bewusstseins oder Unbewussten an, die sich dann als Verstärker und Verzerrer an die gegenwärtig gesehenen Bilder anschließen oder sich über sie schieben. Ich gehe an der Hand des Vaters durch die Stadt, der angesichts eines am Boden sitzenden Bettlers sagt: „Unsereinem ist auch nichts in den

Schoß gefallen.“

Die vielen Geschichten über „Zigeuner“, die an der B3 zwischen Kassel und Marburg lagerten: „Sie entführen gelegentlich kleine blonde Kinder, um ihr Blut aufzufrischen.

Vorn an der

Haustür liest einem eine Zigeunerin aus der Hand, während hinten die Bälger ins Haus einsteigen und den Schinken aus dem Rauch holen und das Tafelsilber stehlen.“

Über Ablehnung und Sympathie entscheiden häufig solche lebensgeschichtlich frühen Erfahrungen. Der eine wirft einem Bettler etwas in den Hut, der andere verspürt den Impuls, ihm den Hut wegzutreten. In manchen existieren beide Regungen parallel und kämpfen miteinander. Es gibt einen Faschismus weit unterhalb des Kopfes, der sich unserer Affekte und Sinne bemächtigt hat. Wie durch ein Steigrohr kommt er plötzlich an die Oberfläche

unseres erwachsenen Bewusstseins, wenn uns zum Beispiel ein bestimmter Geruch in die Nase steigt oder ein bestimmter Geschmack uralten Ekel auslöst. Im Unterbau der Seele gibt es diese archaischen Kindheitserinnerungen, und wer sie nicht spürt, dem ist nicht zu glauben.

Begrüßungsrituale

Seit Wochen sehe ich jeden Abend in der Tagesschau Polizisten, die, wenn sie Flüchtlinge in Empfang nehmen, Mundschutz und Gummihandschuhe tragen. Warum tun sie das? Man denkt unwillkürlich, dass die Fremden unter ansteckenden Krankheiten leiden, Pest und Cholera einschleppen. Man nähert sich ihnen wie Schmutz oder hochtoxischem Abfall. Was machen solche Fernsehbilder mit unserem Bewusstsein - und vor allem unserem Unbewussten? Und: Wie wirken Mundschutz und Gummihandschuhe auf die Ankömmlinge? Man berührt sie mit den spitzen Fingern des Ekels. Den Begleittext zu diesem Begrüßungsritual hörte ich im Fernsehen einen bayrischen Polizisten sprechen, der gerade eine syrische Flüchtlingsfamilie aus dem Auto eines ungarischen Schleusers herausgeholt hat: „Der Schleuser wird zur Bundespolizei verbracht, dort weiter bearbeitet und vernommen, dann auf Anordnung des Staatsanwalts einem Haftrichter vorgeführt und geht dann vermutlich in Untersuchungshaft. Die Flüchtlinge werden zur Bundespolizei transportiert, dort registriert und dann in eine Erstaufnahmeeinrichtung verbracht.“

Unmenschlichkeit kündigt sich in der Sprache an. Wer in einer verdinglichten Sprache („sind zu registrieren, sind zuzuführen, müssen verbracht werden“) über Menschen redet, behandelt sie irgendwann auch wie Dinge. Als Amos Oz im Jahr 2014 den ersten Siegfried Lenz-Preis erhielt, sagte er im Interview mit der Süddeutschen Zeitung: „Ich habe eine bestimmte Verantwortung für die Sprache. Wenn sie missbraucht wird, ist es meine Pflicht loszubrüllen. Ich reagiere wie ein Rauchmelder. Wenn Menschen als ‚unerwünschte Ausländer‘ bezeichnet werden oder als ‚Parasiten‘, muss ich Alarm schlagen. Denn eine enthumanisierte

Die Dämme und Begrenzungen, die eingeführt werden, um die Ausländerflut zu stoppen, werden auch gegen das eigene Unbewusste errichtet. Die Bedrohung, die man im anderen zu sehen glaubt, ist ursprünglich im eigenen Inneren zu finden.



Sprache ist das erste Indiz für eine enthumanisierte Gesellschaft.“

Victor Klemperer hat dem Nachweis dieses Zusammenhangs sein Lebenswerk gewidmet.

Fluten, Wellen, Ströme

Apropos Sprache: Wenn von den Flüchtlingen gesprochen wird, ist von Flüchtlingsströmen, einer Asylantenschwemme, von Wellen, Ansturm, Flut die Rede. Diese Begriffe legen nahe, dass wir uns dagegen schützen, zur Wehr setzen, Dämme errichten müssen, sonst gehen wir unter, werden wir überschwemmt, überflutet. Lloyd deMause und Klaus Theweleit haben gezeigt, dass die Verwendung von bestimmten Metaphern wenig über die solcherart Bezeichneten, aber viel über die Körpergeheimnisse, unbewussten Phantasien, Wünsche und Ängste derer aussagen, die sie verwenden. Die visuellen Botschaften der Leit-Medien repräsentieren laut deMause die kollektive nationale Traumarbeit. Sie wirken durch Titelbilder, Karikaturen, Schlagzeilen und filmische Darstellungen mit am Aufbau von „Gruppenphantasien“, die die Art und Weise prägen, wie Wirklichkeit wahrgenommen wird. Wer oder was droht da überflutet, überschwemmt zu werden? Wogegen werden Grenzzäune, Dämme und Barrieren errichtet? Klaus Theweleit hat aus den schriftlichen Hinterlassenschaften der Freikorpsmänner der frühen 1920er Jahre ein Psychogramm des Faschisten und des Faschismus herausgelesen. Fast alles, was Theweleit dort gefunden und in seinem zweibändigen Buch „Männerphantasien“ beschrieben hat, finden wir nun auch bei den zeitgenössischen Rassisten und Ausländerfeinden wieder. Aber eben nicht nur bei diesen, sondern auch in den Bildern und Metaphern, die in der medialen Berichterstattung über die Völkerwanderung der Armen verwendet werden. Die Dämme und Begrenzungen, die eingeführt werden, um die Ausländerflut zu stoppen, werden auch gegen das eigene Unbewusste errichtet. Die Bedrohung, die man im anderen zu sehen glaubt, ist ursprünglich im eigenen Inneren zu finden. Der gefürchtete Fremde ist die

Verkörperung dessen, was wir auf dem Weg ins Erwachsenenalter verdrängen mussten und das uns in der Folge fremd geworden ist. Die Begegnung mit ihm löst Angst aus und es muss durch allerhand Abwehrmaßnahmen in Schach gehalten werden. Freud sprach im Anschluss an Jean Paul vom Unbewussten als dem „wahren inneren Afrika“, das wir in uns tragen und in dem das Ich seine Kolonien errichtet. Die Fremden, die nun zu uns kommen, sind also auch Sendboten jenes dunklen Kontinents, den wir in uns tragen. „Äußeres weist innen auf Verschüttetes“, hat der Schweizer Schriftsteller Reto Hänni einmal geschrieben, und diese Verzahnung von Innerem und Äußeren ist es, die den vermeintlichen Abwehrkampf gegen die Flüchtlinge psychisch antreibt. Um das Verschüttete unter der Schwelle des Bewusstseins zu halten, geht man gegen das Äußere vor, das es symbolisiert.

„Freude aus Verunsicherung ziehen“

Die Vehemenz der Abwehrreaktion hängt ab vom Ausmaß der Verdrängung, die ein Mensch leisten muss. Wer das Glück hatte, nicht autoritär erzogen und „zur Sau gemacht“ worden zu sein, der wird die Zuwanderung gelassen sehen und die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten nüchtern analysieren können. Vielleicht wird er es sogar gelernt haben, „Freude aus Verunsicherung zu ziehen“ und kann die Zuwanderung als kulturelle und soziale Bereicherung erleben. Christa Wolf hatte die Formulierung „Freude aus Verunsicherung zu ziehen“ in ihrer Frankfurter Poetikvorlesung gebraucht und mit der skeptischen Frage verbunden: „Wer hat uns das je beigebracht?“ Je traditioneller ein Mensch geprägt ist, je mehr man ihn in einen Charakterpanzer gezwängt hat, desto schwerer wird er sich damit tun, angesichts von Neuem und Unbekanntem Freude zu empfinden.

Seit die sogenannte „Willkommenskultur“ hegemonial geworden ist, sogar Angela Merkel sich die Parole „Wir schaffen das!“ zu eigen gemacht und BILD die Aktion „Flüchtlinge willkommen“ gestartet hat, fühlen sich die Ausländerfeinde nicht mehr so von oben



ermuntert, wie sie es bislang gewohnt waren. Von den neuen Flüchtlingsfreunden wird zur Begründung auf den ökonomischen Nutzen verwiesen, den die Bundesrepublik aus der Zuwanderung ziehen kann. Die Flüchtlinge sind überwiegend jung und füllen die Alterspyramide im unteren Bereich auf. Die Wirtschaft klagt über einen „Fachkräftemangel“ und Hunderttausende unbesetzter Arbeitsplätze. Ifo-Präsident Hans-Werner Sinn möchte die Gunst der Stunde nutzen und sich einen lang gehegten Wunsch erfüllen und den Mindestlohn senken. In einem Beitrag für die Wirtschaftswoche schreibt er: „Um die neuen Arbeitskräfte in den regulären Arbeitsmarkt zu integrieren, wird man den gesetzlichen Mindestlohn senken müssen, denn mehr Beschäftigung für gering Qualifizierte gibt es unter sonst gleichen Bedingungen nur zu niedrigerem Lohn.“ Bestimmte Kapitalfraktionen sehen in den Flüchtlingen Nachschub für den „Arbeiterstrich“, auf dem man sich je nach konjunktureller Lage kurzfristig mit billigen Arbeitskräften eindecken kann. Die Flüchtlinge dienen als Reservearmee und Druckmittel gegen Lohnforderungen. Massive Zusatzkosten für die Bewältigung der Flüchtlingskrise werden schon bald von der Politik als Grund genannt werden, warum für andere Belange kein Geld mehr da ist. „Dann wird es heißen, für Kita-Erzieherinnen, Schwimmbäder, Theater und Schulen ist kein Geld da, weil die Flüchtlinge ja so teuer sind. Und man muss nur eins und eins zusammenzählen, um sich auszumalen, wie dies von der momentan noch sehr solidarischen Öffentlichkeit aufgenommen werden dürfte“, schrieb Jens Berger am 14. September auf den Nachdenkseiten.

Wie auch immer der Umschwung in der Haltung den Flüchtlingen gegenüber motiviert sein mag, er kann eine nicht zu unterschätzende, gewaltmindernde Wirkung haben. Denn je autoritärer jemand strukturiert ist, desto wichtiger ist es für ihn, sich in seinem Denken und Handeln im Einklang mit der Obrigkeit zu befinden. Die Hegemonie der Ausländerfreunde hat allerdings auch zur Folge, dass ausländerfeindliche und rassistische Positionen

sich in den Untergrund des Stammtischgeredes und privaten Meinens zurückziehen. Dort entwickelt sich ein Schwarzmarkt grummelnder Ressentiments. In Gießen hörte ich neulich auf dem Wochenmarkt einen Metzger in breitem Hessisch zu einem seiner Kunden sagen: „Seht mer mal ebbes, wird mer gleich in die Eck gestellt. Vor einem Lotto-Geschäft in der Fußgängerzone sah ich zwei Männer stehen, so um die sechzig Jahre alt. Die Hände hielten sie auf dem Rücken verschränkt, die Hemden spannten über den Bäuchen. Als eine Gruppe junger Migranten vorüberging, sagte der eine: „Es werden immer mehr von denen.“ Der andere stimmte zu: „Es sind jetzt schon viel zu viele ins Land gekommen und es kommen täglich mehr.“ „Ich hab gehört, die Filiale eines Discounters muss schließen, weil die den Laden leerklauen“, sagte der Erste. „Wir brauchen einen kleinen Adolf“, schlussfolgerte der Zweite. Der Erste stimmte ihm zu und ergänzte: „Zu klein darf er aber auch nicht sein. Er muss schon durchgreifen und den Saustall ausmisten.“

Wenn es nicht gelingt, diese Ressentiments zu korrigieren und in eine aufklärerische Richtung zu bringen, könnte sich der Schwarzmarkt zu einer echten Bedrohung der Demokratie auswachsen. Es muss nur ein Charismatiker auftauchen, der den grassierenden Privatwahn verallgemeinert und zum politischen Programm erhebt. Das hatten wir schon einmal.

Migration und Solidarität

In basal auf Kälte, Konkurrenz und Feindseligkeit gestimmten Gesellschaften, wie es die kapitalistischen Gesellschaften vor allem nach der im Namen des Neoliberalismus betriebenen Planierung des Sozialstaats sind, droht der unorganisierte Zustrom fremder Menschen trotz aller ausländerfreundlichen Rhetorik in einem Desaster, in Pogromen und rassistischer Gewalt zu enden. Die anarchische Form der kapitalfixierten Globalisierung ruft nun eine ebenso anarchische Globalisierung auf Seiten der lebendigen Arbeitskraft hervor, die auch dahin strömt, wo sie ein besseres Leben



vermutet. Warum soll Grenzüberschreitung und Vorteilnahme in der Fremde ein Privileg des Kapitals und des Geldes sein? Die Menschen, die nicht vor Krieg und Bürgerkrieg, Folter und Misshandlung fliehen, sondern weil sie sich woanders ein besseres Leben versprechen, verkörpern den Typus des modernen Arbeitsnomaden, der hochmobil und flexibel dahin geht, wo er bzw. seine Arbeitskraft gebraucht wird - oder wo er annimmt, dass sie gebraucht wird. Unser Wohlstand basiert auf ihrem Elend, es sind zwei Seiten einer Medaille. Und wer will es ihnen verübeln, wenn sie auch einmal die andere Seite kennenlernen wollen?

Bei der gegenwärtigen Wanderungsbewegung scheint es so etwas wie einen telekommunikativen Mitnahmeeffekt zu geben: Die zu Hause Gebliebenen empfangen per Smartphone Nachrichten und Bilder von denen, die sich auf den Weg gemacht haben und bereits angekommen sind. Heute wird das „globale Dorf“ Wirklichkeit, von dem Marshall McLuhan bereits 1962 in seinem Buch „Die Gutenberg-Galaxis“ gesprochen hatte. Via Echtzeit lassen die Medien den Raum verdampfen und die Entfernungen schrumpfen. Es existiert eine virtuell erzeugte Gleichzeitigkeit, die auch an der Herausbildung der Flüchtlingsströme der Gegenwart maßgeblichen Anteil hat. Natürlich bildet deren Hintergrund der kriegsbedingte Zusammenbruch der Staaten im Nahen und Mittleren Osten, aber initiiert wurde und wird die neue Völkerwanderung durch medial erzeugte und verbreitete Bilder. Die moderne Wanderungsbewegung wäre nicht möglich ohne die telekommunikativ ermöglichte Anwesenheit der anderen, die ihre Nachrichten und Bilder in die Welt schicken. Dieser Tage sah ich in einer Nachrichtensendung einen Flüchtlingsjungen aus einem Boot ins ufernahe Wasser springen. Die rechte Hand, in der er sein Handy hielt, reckte er hoch, um es vor der Berührung mit

**Warum soll Grenz-
überschreitung und
Vorteilnahme in der Fremde
ein Privileg des Kapitals und
des Geldes sein?**

dem Wasser zu schützen. Natürlich dienen die Smartphones und die darauf installierten Flüchtlings-Apps der Aufrechterhaltung des Kontaktes zu zurückgelassenen Familienangehörigen und Freunden. Sie transportieren aber auch die Botschaft von der Möglichkeit und dem Gelingen der Flucht und verbreiten die Bilder der Ankunft in einer Gesellschaft, die ein „schönes Leben“ verspricht. Das zieht neue Fluchten nach sich. Damit wir uns nicht missverstehen: Ich stimme nicht in den bescheuerten Satz und

Pegida-Kalauer ein, der da lautet: „Die haben ja sogar Smartphones!“ Ich schließe mich Adriano Sofri an, der über den kleinbürgerlichen Ausruf: „Die Gefangenen haben doch sogar Fernsehen“ gesagt hat: „Die haben nur Fernsehen - wie alle Unglücklichen dieser Welt!“

Geschähe die Massenmigration innerhalb einer solidarischen Welt, in der gegenseitige Hilfe und Beistand für Schwächere oberste Prinzipien wären, wäre das Ganze wahrscheinlich kein Problem. Ernst Jünger hat anlässlich der Diskussionen um die Kosten der deutschen Wiedervereinigung einmal gesagt, man dürfe, wenn ein Bruder an die Tür klopft, nicht nach den Kosten fragen. So wäre das, allerdings ohne die spezifisch Jünger'sche Verengung des Begriffs „Bruder“ auf das männliche Geschlecht, den soldatischen Kameraden und deutschen Volksgenossen, in einer solidarisch-egalitären Gesellschaft, die nicht mehr in ethnischen Kategorien dächte und handelte, sondern in Begriffen einer einzigen Menschheit. Was verbindet all die über den Globus verstreuten Individuen? Die Tatsache, dass sie Menschen und damit letztlich Brüder und Schwestern sind. „We are all waves of the same sea“ – wir sind alle Wellen vom selben Meer, ist ein Satz des amerikanischen Malers Mark Tobey, auf den ich in einem Text von Arnold Stadler stieß.



In einer solidarischen Welt würde in jedem Haus, in jeder Wohnung ein Zimmer für Fremde und Flüchtende freigehalten, ein Gästezimmer, wie man früher sagte. Nationale Identität ist ein überholtes Konzept und organisiert uns falsch: Entscheidend ist nicht, ob jemand Chinese, Eritreer, Syrer oder Deutscher ist, sondern ob er für das Leben und das Lebendige eintritt. In einer solidarischen, egalitären Gesellschaft mit Freundlichkeit als vorherrschendem Kommunikations- und Umgangsstil würde den Menschen nicht mehr so viel Bosheit eingepresst, die sie im Vorurteil gegen Minderheiten und Fremde entweichen lassen müssen.

Bindungen als libidinöser Kitt der Gesellschaft und Antidot gegen Gewalt

Gewalt und Religion bestimmten die Formen der Integration in der feudalen Welt; die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaften setzen auf Geld, Markt (auch als Arbeitsmarkt) und Konsum als Modi der Integration; eine wahrhaft demokratische Gesellschaft würde stattdessen auf emotionale Bindungen, Solidarität und Empathie als Kräfte des gesellschaftlichen Zusammenhalts setzen. In Beziehung sein und bleiben, das ist das einzig wirksame Antidot gegen Gewalt und Zerstörung. Bindung bedeutet auch libidinöse Besetzung – von Menschen und Objekten. Das, wovon ich ein Teil bin und an das mich libidinös gebunden fühle, kann ich nicht schädigen oder gar zerstören wollen. Nun gehören emotionale Bindungen (wie Liebe und Zuneigung) zu jenen Qualitäten, die man nicht staatlicherseits verordnen kann. Eine Gesellschaft verfügt über sie und begünstigt ihre Ausbildung – Politiker wie Brandt und Palme zum Beispiel setzten auf menschliches Entgegenkommen und Solidarität – oder aber sie arbeitet an ihrer Zerstörung und

sägt damit langfristig einen der Äste ab, auf denen sie selber sitzt. Für die Entwicklung spezifisch menschlicher Qualitäten wie Mitgefühl, wechselseitige Verantwortung und gegenseitige Hilfe ist es nicht unwichtig, in welcher gesellschaftlichen Umgebung man lebt. Ein funktionierender Sozialstaat begünstigt ihre Herausbildung, der von der Leine gelassene Markt ruiniert sie eher und entfesselt Mentalitäten und Haltungen der Feindseligkeit und Konkurrenz. Oskar Negt schreibt in seinem Buch Philosophie des aufrechten Gangs: „Zum ersten Mal in der Geschichte sind die wirtschaftlichen Mächte damit beschäftigt, in einer totalisierenden Warenproduktion Bindungen bewusst zu zerstören.“ Zur gegenwärtigen Gesellschaft gehört der Imperativ, flexibel zu sein, was letztlich nichts anderes heißt, als ohne Bindungen zu existieren, weil Bindungen Flexibilität und Mobilität behindern. Bindungslosigkeit droht zum allgemeinen Zustand zu werden,

Die berühmte und viel beschworene „westliche Wertegemeinschaft“ besteht bei Lichte besehen aus einem Zugleich von Traditionsverlust, Entwurzelung und konsumistischem Nihilismus.

der libidinöse Kitt beginnt zu bröckeln. Diese Gesellschaft organisiert das Leben ihrer Mitglieder nur noch als sinn- und ziellosen individualistischen Konkurrenzkampf aller gegen alle. Jeder hat Angst, auf der Strecke zu bleiben, absolviert unbezahlte Praktika, arbeitet, sofern er einen Arbeitsplatz hat, bis

tief in die Nacht, identifiziert sich mit seiner Firma, die ihn bei nächster Gelegenheit feuern wird. Nach Feierabend „gönnt man sich etwas“, kauft Klamotten, wirft irgendwelche Drogen ein, die die Stimmung aufhellen, surft stundenlang durchs Internet oder treibt Sport, um sich selbst zu optimieren und das Altern zu verhindern. Die berühmte und viel beschworene „westliche Wertegemeinschaft“ besteht bei Lichte besehen aus einem Zugleich von Traditionsverlust, Entwurzelung und konsumistischem Nihilismus. Die Flüchtlinge sollen sich, so wird immer wieder gefordert, an unsere Kultur und Werte anpassen. Dabei tun wir so, als läsen unsere



Mitbürger massenweise die Buddenbrooks, hörten Bach-Fugen und betrachteten Bilder von Max Beckmann. Die Wirklichkeit besteht aus Smartphone-Wischen, läppischen Whatsapp-Nachrichten, Oettinger-Bier, Marlboro Light, RTL 2 und Bild-Zeitung – wenn es dazu überhaupt noch reicht. Alles, was geblieben ist, ist eine wahrheitsvergessene, inhaltsleere Konsumkultur.¹ Gerade bei der Integration der Migranten müsste man aber auf die Entwicklung emotionaler Bindungen setzen. Bindungen bezeichnen Gefühle und Überzeugungen, die dafür sorgen, dass ein Mensch in seinem Verhalten und Erleben andere Menschen und deren Gefühle berücksichtigt.² Ohne Bindungen

in diesem Sinn werden die Migranten fremd bleiben und Demokratie und Rechtsstaat werden für sie lediglich abstrakte Begriffe sein. „Innerhalb einer stark integrierten Gesellschaft sind die Hauptzwecke allen gemeinsam, und das Ziel, das andere sich setzen, wird für jeden zur Forderung“, hat Sartre einmal geschrieben. Die Masse der jungen Männer, die nun zu uns kommen, könnten sich unter diesen Bedingungen zu einer zeitgenössischen Form dessen entwickeln, was man früher „gefährliche Klassen“ genannt hat.³ Viele von

1 Neulich schrieb mir die in Frankreich lebende Schriftstellerin Birgit Vanderbeke einen Brief, in dem sie in bissig-ironisierender Weise die Zustände in Frankreich nach den Attentaten von Paris am 13. 11. 2015 und die politischen Reaktionen auf sie schildert. Zum Stichwort „westliche Werte“ heißt es im Postskriptum: „Was die westlichen Werte betrifft, gibt es in den letzten Wochen eine interessante Entwicklung in Deutschland. Während nämlich jegliche Demonstrationen - auch z.B. anlässlich der Klimakonferenz in Paris - in Frankreich strikt untersagt sind, wird beim Nachbarn geradezu dazu aufgerufen. Allerorten werden die Bürger mit Nachdruck zu Mut und zur Bekundung ihrer Lebensfreude ermuntert, die sie möglichst durch den massenhaften Besuch von Weihnachtsmärkten und den Genuss von Glühwein auf denselben manifestieren sollen. So kann's kommen. Noch bis vor kurzem galt Glühwein eigentlich eher als anrüchig, ein zusammengepanshtes Alkohol-Mischgetränk mit hohem Zuckeranteil und auch sonst bedenkliches Zeug zum Kopfschmerzenkriegen, aber inzwischen kann man keine politische Redesendung mehr einschalten, ohne dass einem mindestens einer der Teilnehmer eilig erklären, er jedenfalls würde sich den Genuss dieses Getränks keinesfalls versagen, weil die Weihnachtsmarkt- und Glühweinversagung genau das sei, was der islamistische Feind im Schilde führe: unsere christliche Kultur zerstören! Uns das Trinken von Glühwein auf Weihnachtsmärkten austreiben! So weit wollen wir es bei aller Furcht und Besorgnis nicht kommen lassen, da leisten wir Widerstand! Darauf noch einen Glühwein!“ (Der ganze Brief ist im Internet nachzulesen: Der Spiegelfechter vom 7. Dezember 2015)

2 In der Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung vom 12./13. Dezember 2015 findet sich eine Seite über den amerikanischen Schriftsteller Richard Ford. Ford sei überraschend groß, sein Gang gerade, sein Handschlag kräftig, berichtet der Redakteur im Vorspann. Zuvor hatte Ford ein TV-Team weggeschickt, als er die törichten Fragen hörte, die sie ihm stellen wollten. Der

SZ-Redakteur Hordych zeigt Ford Fotos und bittet ihn, etwas zu diesen Bildern zu sagen. Eines der letzten zeigt einen verummten Mann beim Knacken eines Autos. „Verstehe“, sagt Ford. „Ich habe Autos gestohlen. Oder Radkappen, Motorteile. Aber ich habe nie ein Auto aufgebrochen, wie auf diesem Foto. Hätte zu viel Ärger gegeben. In unserer Kirche in Jackson, Mississippi, dauerte der Gottesdienst von elf bis halb eins. Die Leute parkten ihre Autos und ließen die Autoschlüssel stecken. Mein Freund und ich stahlen jeder einen Wagen und fuhren am Stadtrand Rennen. Der Trick bestand darin, die Wagen zurückzubringen, bevor der Gottesdienst zu Ende war. Das machten wir ständig, aber erst beim Radkappenklauen erwischte mich die Polizei. Der Richter sagte, dass sie mich in eine Erziehungsanstalt stecken. Meine Mutter fing schrecklich zu weinen an. Nur weil der Richter das sah, hatte er Mitleid mit mir. Ich kam nochmal davon. Mein Vater war gerade gestorben, und ich verstand, dass ich meiner Mutter nicht noch mehr Schmerzen zufügen darf. Was mich rettete, war mein Einfühlungsvermögen. Das heißt, man muss das Leben eines anderen fühlen. Ich spürte, was es heißt, dass sie sich als Witwe eine Arbeit suchen musste. Um ihr zu helfen, holte mich mein Großvater nach Little Rock, damit er besser auf mich achtgeben konnte.“ Ich habe diese Passage zitiert, weil sie ein Beleg dafür ist, wie wichtig Bindungen und das aus ihnen erwachsende Einfühlungsvermögen sind.

3 Im Wartezimmer des Zahnarztes stieß ich in der Zeitung Die Welt vom 11. Dezember 2015 auf einen Bericht mit der Überschrift Die verschwundenen Kinder. Unter den Flüchtlingen, die dieses Jahr nach Deutschland gekommen sind, befinden sich rund 60.000 unbegleitete Kinder und Jugendliche. Ein nicht unbeträchtlicher Teil von ihnen verschwindet aus den Einrichtungen, in denen man sie untergebracht hat. Sie verschwinden einfach vom Radar der Behörden und Jugendämter. „In Passau etwa ging noch bis August jeder dritte unbegleitete minderjährige Flüchtling verloren“, heißt es. Teile dieser Kinder und Jugendlichen landen in der Prostitution, weil sie sich in der Gewalt von Schleusern befinden, denen sie Geld „schulden“. Andere drohen in kriminelle Subkulturen zu geraten.



ihnen sind entwurzelte junge Männer zwischen Pubertät und Eheschließungsalter, für die keine verbindlichen oder wirksamen Regeln und Schranken des Verhaltens bestehen, die sich nichts und niemandem verpflichtet fühlen. Weder Arbeit – sie haben meist keine – noch stabile Liebesbeziehungen, die dem schweifenden Trieb Dauer und Form verleihen, indem sie ihn an ein Objekt fest binden, verorten sie in der Gesellschaft und halten sie von Regelverletzungen zurück. Man hat ihre Köpfe via Fernsehen und Internet mit Bildern einer Welt des Luxus und der Mühelosigkeit versorgt, zu der man ihnen gleichzeitig den Zutritt verwehrt. Man hat in ihnen Wünsche geweckt, deren Erfüllung sie zu Mitgliedern dieser Gesellschaft machen könnte, gleichzeitig fehlen ihnen aber die Mittel dazu, sie sich auf gesellschaftlich lizenzierte Weise erfüllen zu können. So leben sie in einem Zustand permanenter Frustration und fürchten, mangels vorzeigbarer Statussymbole und demonstrativen Konsums aus der Gemeinschaft der Gleichaltrigen und der durch sie repräsentierten Gesellschaft herauszufallen oder gar nicht erst in sie hineinzukommen. Die Versuchung ist groß, sich die begehrten Dinge auf anderen, nicht legalen Wegen zu besorgen. Wenn jetzt an den notwendigen emotionalen und finanziellen Mitteln gespart wird, um die kriminalitäts- und brutalitätsgefährdeten jungen Männer zu integrieren, werden wir später viel Geld für Polizei und Gefängnisse ausgeben müssen.⁴

Unter Bedingungen einer fortschreitenden gesellschaftlichen und politischen Desintegration und eines rapiden Schwundes

emotionaler Bindekräfte werden wir jedenfalls mit einem Rückgang der Zivilisation und einem Anwachsen der Barbarei rechnen müssen.

Eine einbeinige Möwe

Am Strand landete neben mir eine Möwe, die auf einem Bein zum Stehen kam. Das andere war offenbar verletzt und sie trug es angewinkelt am Körper. Wenn der Wind sie aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte, stütze sie sich auf der Seite des verletzten Beins mit einem Flügel im Sand ab. Ich warf ihr Apfelstücke zu, die sie vorsichtig hüpfend erreichte und gierig verschlang. Als die Apfelstücke verzehrt waren, flog sie davon, kam aber im Laufe der nächsten Stunden immer mal wieder zurück, um nachzuschauen, ob es etwas Essbares gäbe. Sie wurde immer zutraulicher und kam ziemlich dicht an mich heran. Irgendwann verschwand sie.

Wo wird sie Ruhe finden - auf nur einem Bein?

Götz Eisenberg



*Götz Eisenberg
ist Psychologe an der JVA Butzbach
und Sozialwissenschaftler*

⁴ In der Zeitschrift *Der Vollzugsdienst* 4-5/2015 findet sich folgende nüchterne Berechnung: „Bei einer prognostizierten Zuwanderung in Höhe von einer Million Menschen werden voraussichtlich in rund 30.000 Fällen Strafverfahren durchgeführt werden müssen, die erfahrungsgemäß zu rund 2.000 Verurteilungen zu Freiheitsstrafen ohne Bewährung führen werden. Für diese Fälle werden die Bundesländer zusätzliche Haftplatzkapazitäten vorhalten müssen. Im Ergebnis fehlen dem Strafvollzug in Kürze damit insgesamt mindestens 11.000 Hafträume“, stellt BSBD-Bundesvorsitzender Anton Bachl besorgt fest. Und mit jeder weiteren Million an Zuwanderern werden weitere 2.000 Hafträume benötigt werden.“





Immer wieder tauchen im „Alltagsgeschäft“ Fragen auf, die nicht immer gleich und manchmal auch überhaupt nicht einfach zu beantworten sind. Vor allem in juristischen Fragen sind wir keine Fachleute. In der Rubrik „Stichwort“ sollen solche Themen in Kürze, aber doch so, dass es hilfreich ist, bearbeitet werden.



Beschlagnahme und Sicherstellung

Dr. Tobias Müller-Monning, Gefängnisseelsorger in der JVA Butzbach und rechtspolitischer Berater unserer Bundeskonferenz, schreibt zu „Beschlagnahme und Sicherstellung (§§ 94 StPO)“ - nichts Alltägliches, aber falls es soweit kommt, ist es gut, ein paar Regeln zu kennen.

Auf Grund eines aktuellen Anlasses im vergangenen Jahr soll hier kurz auf die Durchsuchung von Dienst- und Privaträumen, sowie die Sicherstellung und Beschlagnahme von Schriftstücken und Gegenständen durch die Ermittlungsbehörden (Polizei und Staatsanwaltschaft) eingegangen werden. Es handelt sich hier nicht um eine Rechtsberatung sondern lediglich um eine Kommentierung der Strafprozessordnung.¹

Der Achte Abschnitt der Strafprozessordnung (StPO) regelt die Durchsuchung und Beschlagnahme von Beweismitteln für die Untersuchung und die spätere Prozessführung (§ 94).

Bei dem Beschuldigten/der Beschuldigten können auf richterlichen Beschluss Beschlagnahmen durchgeführt werden: „Beschlagnahmen dürfen nur durch das Gericht, bei Gefahr im Verzug auch durch die Staatsanwaltschaft und

ihre Ermittlungspersonen (§152 des Gerichtsverfassungsgesetzes) angeordnet werden“ (§98 Abs. 1 Satz1). Es gilt immer der sogenannte Richtervorbehalt! Es ist jedoch für die Ermittlungsbehörden möglich den Durchsuchungsbeschluss im Nachhinein vorzulegen.

Zwischen Sicherstellung und Beschlagnahme ist zu unterscheiden. Es können wesentlich mehr Schriftstücke/Gegenstände zur Sichtung sichergestellt werden, als dann später beschlagnahmt werden.

Es muss ein Bestimmtheitszweck gegeben sein auf eines oder mehrere Beweisstücke (§ 94 Abs.1). Es muss also nach Bestimmtem oder Bestimmbarem gesucht werden. Es darf nur das gesucht werden, was dem Durchsuchungsbeschluss folgend gefunden werden soll. Das heißt auch, es muss zielgerichtet gesucht werden. Das grenzt auch die durchsuchten Gegenstände und Orte ein, also wenn die Ermittlungs-

¹ Diese Informationen wurden zusammen mit RA Lino Peters, Kanzlei am Fischmarkt, Hamburg erarbeitet.



behörden nach ausgewachsenen Krokodilen suchen können sie das nicht in der Zuckerdose tun.

Ist man selber nicht Beschuldigter und wird das Dienstzimmer oder persönliche Büro zu Hause durchsucht gilt § 97 Abs. 1 und 2 für Geistliche: „Der Beschlagnahme unterliegen nicht

1. Schriftliche Mitteilungen zwischen dem Beschuligten und den Personen die nach § 52 oder 53 Abs.1 Satz 1 Nr. 1 – 3b das Zeugnis verweigern dürfen.

2. Aufzeichnungen, welche die in § 53 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 – 3b Genannten über die ihnen von Beschuligten anvertrauten Mitteilungen oder über andere Umstände gemacht haben, auf die sich das Zeugnisverweigerungsrecht erstreckt.“

Die Beschränkungen gelten allerdings nur wenn die Gegenstände im Gewahrsam der zur Verweigerung des Zeugnisses Berechtigten sind (§ 97 Abs.2).

Es ist nach § 98 Abs. 2 Satz 4 jederzeit möglich eine gerichtliche Entscheidung über die Beschlagnahme zu erwirken.

Es sollte darauf geachtet werden, dass während der Durchsuchung ein Rechtsanwalt zugegen ist oder zumindest ein neutraler Zeuge / eine neutrale Zeugin. Auf alle Fälle einen Rechtsanwalt umgehend benachrichtigen. Eine Kopie des Durchsuchungsbefehles verlangen und nach dem polizeilichen Aktenzeichen (AZ) fragen. Man sollte sich von dem Einsatzleiter den Namen geben lassen und nach Dienststelle und Dienstnummer fragen.

Außer den notwendigen Angaben zur Person (Name, Geburtsdatum, Wohnort) keine Angaben machen. Auf Fragen nicht antworten, bzw. nichts dazu sagen, z.B. „Wer hat den noch Zugang zu dem Büro?“ oder „Wer benutzt den das Büro noch mit?“ oder „Wie viele Schlüssel gibt es zu diesem Raum?“ oder „Wer arbeitet hier?“ etc.

Nichts unterschreiben, keine Einverständniserklärung, keine Belehrungsbögen, auch keine Liste der sichergestellten Gegenstände, es

besteht keine Pflicht dazu.

Während oder unmittelbar nach der Durchsuchung einen Rechtsanwalt konsultieren und den Dienstgeber in der jeweiligen Kirchenverwaltung unterrichten und mit Hilfe des Rechtsanwaltes sofort die entsprechenden Rechtsmittel einlegen.

Auf gar keinen Fall Widerstand leisten, auch keinen passiven Widerstand! Freundlich und kooperativ sein.

Die Konferenz wird im Zuge dieses Jahres ein ausführlicheres Merkblatt zu der Thematik erarbeiten. Bis dahin hoffe ich, dass diese Hinweise keine Praxisrelevanz bekommen.

Dr. Tobias Müller-Monning





„Auf-Gelesen“ werden Gegenstände, die man irgendwo findet. Texte können etwas Ähnliches sein. Wir lesen alle sehr viel, manchmal bleibt ein Artikel besonders in unserem Gedächtnis haften. Oder wir schneiden ihn aus, legen ihn ab, finden ihn dann vielleicht nicht wieder, wenn wir uns daran erinnern. In der Rubrik „Auf-Gelesen“ sollen Beiträge aus anderen Zeitschriften oder sonstigen Publikationen ausgewählt werden, die mit unserer Arbeitswelt in den Gefängnissen zu tun haben, möglichst von Menschen geschrieben, die von außerhalb Einblick nehmen.

Die Redaktion des „ZEIT-MAGAZIN“ hat uns freundlicherweise den Abdruck eines Artikels von Wolfgang Bauer erlaubt, der in der Nr. 46 vom 12.11.2015 erschienen ist.

„Einer geht rein“

*Vor im liegen sechs Jahre Gefängnis,
hinter ihm kein rechtschaffendes Leben. Und dazwischen?*

Die letzten Meter, so hat er beschlossen, geht er zu Fuß. Einen Fuß vor den anderen setzt er auf den grobkörnigen Asphalt. Das Einfachste der Welt, doch heute kommt er immer wieder aus dem Tritt, stockt, strauchelt fast, als hätten es seine Beine plötzlich vergessen: die ewig gleiche Abfolge des Laufens.

In der rechten Hand hält er einen Gitarrenkoffer, an der linken den dreijährigen Sohn. „Papa“, fragt der, „wohin gehen wir?“

Nur 500 Meter ist Georg Langenbeck vorangekommen, seit sie vor einer Viertelstunde aus der S-Bahn stiegen. Knapp vier

Kilometer hat er noch vor sich. Er setzt den Gitarrenkoffer ab, hockt sich auf den Grünstreifen. Schließt die Augen. Ein großer, hagerer Mann auf einer langen Seitenstraße im Osten Hamburgs. Die grau werden-den Haare zu einem Zopf gebändigt, die Wangen ausgemergelt. Wie ein Rockmusiker aus den siebziger Jahren wirkt Georg Langenbeck, wie einer, dessen Ruhm schon lange verblasst ist. Langenbeck zwingt sich wieder auf die Beine. Schweiß rinnt ihm in den Nacken. Er sammelt sich für einen Moment. Ininigem Abstand folgt ihm seine Frau Katja, die einen Kinderwagen schiebt.

Darin liegt Felix, zwölf Monate alt.

Langenbeck setzt neu an, bewegt erst das eine Bein, dann das andere. Er zittert. „Scheiße“, sagt er, „ich schaff das nicht.“

Das Ende dieses Weges markiert das Ende seines Lebens, wie es bisher war. Georg Langenbeck* muss für sechs Jahre ins Gefängnis. In die Justizvollzugsanstalt Billwerder. In der Kunstledertasche unten im Kinderwagen steckt die „Ladung zum Strafantritt“. Die Frist, sich selbst zu stellen, endet an diesem Tag im Spätherbst 2014, ein Montag, 17 Uhr.



Die Rolex an Langenbecks Handgelenk zeigt: 16.45 Uhr.

Die Freiheitsstrafe ist die härteste aller Strafen, die dem Staat in Deutschland zur Verfügung steht. Das Gefängnis ist das Regulativ unserer Gesellschaft. Seine Abschaffung gilt als Utopie. Das wichtigste Prinzip des Gefängnisses ist die Isolation. Es nimmt dem Gefangenen das Außen, denn er soll sich auf das Innen konzentrieren. Verbrechen und Sühne, Fehler und Korrektur. Das Gefängnis löste Schmerz und Verstümmelung als davor gängige Bestrafungsmethoden ab. Das Gefängnis der Moderne, das im Industriezeitalter erfunden und seither immer weiterentwickelt wurde, ist ein ausgetüfteltes System zur Verabreichung von Strafe. Der Staat schlägt dem Verurteilten nicht mehr die Glieder ab, er raubt ihm die Zeit. Die Jahre, die Monate, die Tage. Das Räderwerk der Haftanstalt misst bis auf die Stunde genau. Den Menschen, den der Staat nicht mehr kontrollieren konnte, zwingt der Staat in seine Kontrolle zurück. In der Haft hat er fast völlige Verfügungsgewalt über ihn. Er entscheidet, wann der Gefangene aufsteht, was er anziehen, wie oft er sich duschen darf, was und wann er isst. Der Staat zerlegt im Gefängnis die Zeit des Insassen in kleine und kleinste Einheiten und bestimmt exakt, was innerhalb dieser Zeiteinheiten passiert. Das Gefängnis ist eine Machtdemonstration. Mit ihm entledigt sich die Gesellschaft derer, die ihr schaden. Es schützt die Welt draußen vor der Welt drinnen.

Ein Gefängnis ist keine Besserungsanstalt, es bessert nicht. Das gestehen die meisten Experten ein. Trotzdem hält die Gesellschaft an ihm fest – weil ihr nichts Besseres einfällt.

Zehn Monate bevor Georg Langenbeck den Gang ins Gefängnis antritt, sitzt er zu Hause beim Frühstück. „Sollen wir abhauen?“ Katja bleibt stumm. Langenbeck pellt das gekochte Ei, sie schmiert das Brötchen. Den Küchentisch vor ihnen bedeckt eine Gemengelage aus Katjas Arbeitsmaterialien, sie ist freie Werbetexterin: Laptop, Notizbücher. Dazwischen Langenbecks Merkzettel, Langenbecks Gerichtsunterlagen, volle und leere Tabakbeutel. Die

Wohnung ist für vier Personen eigentlich viel zu klein. Das Bad ist winzig, das Schlafzimmer wird von der Matratze fast vollständig ausgefüllt. Beide Kinder schlafen bei ihren Eltern. Kaum ist der Boden geputzt, ist er schon wieder klebrig. Leon ist an diesem Morgen im Kindergarten. Felix, zu dieser Zeit gerade zwei Monate alt, schlummert in der Elektrowiege im Türrahmen zum Schlafzimmer. „Abhauen?“ Katja schaut zu Langenbeck auf, lächelt unsicher. „Das wäre geil, oder?“

„Nach Uruguay vielleicht“, sagt er. Sie wissen, wie unrealistisch dieser Gedanke ist. Eine Woche zuvor ist Langenbeck von einem Hamburger Gericht wegen mehrfachen Betruges zu sechs Jahren Haft verurteilt worden. Vier Jahre, sagt ihm sein Anwalt, wird er davon absitzen müssen. Wie Tausende andere in Deutschland kommt er nach seinem Urteil nicht sofort in Haft. Die Richter sehen keine Fluchtgefahr. Langenbecks Verteidiger einigt sich mit der Staatsanwaltschaft, und ihm wird eine Frist gewährt. Damit er und seine Familie sich auf die Haft vorbereiten können. Langenbeck bleibt es erspart, aus dem Gerichtssaal in Handschellen abgeführt zu werden. Er wird zum Selbststeller. Wann er ins Gefängnis muss, wird ihm in den nächsten Wochen von der Staatsanwaltschaft mitgeteilt.

Bis dahin hat er Zeit, sein Leben zu ordnen. Abschied zu nehmen von Menschen, die ihm wichtig sind. Dinge geradezurücken. Nach der Abbüßung seiner





Haftstrafe werden sie nicht mehr dieselben sein, er, Katja, auch nicht die Kinder. Sein geliebtes Viertel in Hamburg. Leon wird auf die Schule gehen, Felix ebenso. Eine Gefängnisstrafe ist wie ein kleiner Tod. Die wenigsten Menschen wissen, wann sie aus dem Leben gerissen werden. Langenbeck jedoch weiß es. Eine Gnade dieser Aufschub, dachten die Richter. Aber Langenbeck merkt rasch, wie diese Gnade bald zu einer zusätzlichen Strafe wird.

„Holst du Leon ab?“, fragt Katja, die vom Frühstückstisch aufgestanden ist. Sie stapelt Teller in der Spüle. Langenbeck raucht am offenen Fenster, sieht hinaus in den Innenhof, in dem tagsüber die türkische Familie grillt und abends die arabischen Jungs bolzen. Jeden von ihnen hat er aufwachsen sehen. „Hey, Langer!“, rufen sie ihm zu. So lange wohnt er jetzt schon in diesem Haus. Ein roter Klinkerbau aus den Fünfzigern mitten in Hamburg. Auf drei Etagen kleine Apartments zu günstigen Mieten. Vieles ist gammelig, die Briefkästen sind verbeult. Doch Langenbeck liebt dieses Haus. Es ist der Ankerpunkt in seinem Leben, das nicht viele Ankerpunkte hat. Viele zogen weg, in bessere

Gegenden. Langenbeck blieb.

Wie viel Zeit er noch habe, fragte er seinen Anwalt nach dem Urteilspruch. „Wochen, vielleicht wenige Monate“, hatte der gesagt.

Georg Langenbeck hat sich mächtig verkalkuliert. Alle Pläne, alle Überlegungen, die ihm so clever erschienen, münden nun in diesen Moment der Niederlage. „Lerne etwas“, hatte ihm sein

Vater gesagt, ein Ingenieur. Der Vater hat es zu Wohlstand gebracht, doch Langenbeck? Er fand, er sei klüger als alle anderen, die langweilige Studienfächer studierten und jeden Morgen stumpfsinnig ins Büro gehen. Langenbeck brach das Gymnasium ohne Abschluss ab, heuerte als Hilfserzieher in einem Jugendheim an, sah sich als Künstler, spielte in Rockbands, die immer wieder auseinanderfielen. Er bekam zwei Söhne mit seiner ersten Frau, Katjas Vorgängerin. Er musste endlich Geld machen, wusste nicht, wie. Lernte dann Leute kennen, die waren witzig, die mochten ihn. Und sie boten ihm die Lösung: Börsenbetrug. Langenbeck lernte, wie er am Telefon Aktien verkaufen konnte, die es nicht gab. Und Langenbeck war darin so gut wie kaum ein anderer. Die Familie zog mit der Bande sogar für einige Zeit in die USA. Zum Schein führten sie ihre Anleger aus Deutschland in ein Büro im World Trade Center in New York, das sie stundenweise anmieteten und Besuchern gegenüber als ihren Firmensitz ausgaben.

Sie rauchten viel, sofften viel, rasten im pinkfarbenen Cadillac über die Highways. Sie gaben das Geld aus, wie es hereinkam. Goldene Jahre, sagt Langenbeck. Doch dann zerbrach seine Ehe, und der Chef der Bande wurde verhaftet. Wieder in Deutschland, versuchte sich Langenbeck als Türsteher, als Verkäufer von Motorsägen. Dann schloss er sich wieder einer Bande von Anlagebetrügern an. Sie richteten eine Webseite mit scheinbar verlockenden Angeboten für Anleger ein. Seine Freunde waren wieder für die Technik zuständig, Langenbeck war der Verkäufer am Telefon.

Sie sammelten Anlegerkapital, das sie nirgends anlegten, und raubten 3,2 Millionen Euro. So steht es im Urteil. Das Geld, das ihnen ihre Kunden überwiesen, stammte häufig aus unversuertem Schwarzgeld. Die idealen Opfer, die den Betrug niemals anzeigen würden, so dachte Langenbeck. Weil sie selbst betrogen hatten. Doch jemand erstattete anonym Anzeige, und einer der Bande packte aus, eine Fangschaltung der Polizei ließ sie vollends auffliegen. Von allen Bandenmitgliedern hat Langenbeck die höchste Strafe erhalten, weil er die höchste





Geldsumme am Telefon ergau-
nerte, fast eine Million Euro.

„Ich hole mir eine Million, und dann Tschüss“, so war sein Plan gewesen. Als Robin Hood sieht er sich bis heute, als Rächer der Mittellosen, der denen nahm, die zu viel hatten, und es denen gab, die zu wenig hatten. Seinen Kindern und sich selbst. Vor Gericht hat er den reuigen Sünder gespielt, doch tatsächlich bereut er nichts. Er bedauert, dass der Beutezug schiefging, dass er zu gierig war. Doch die Tat selbst? In ihr kann er nichts Unmoralisches erkennen. Kurz nach seiner Verurteilung sagt er am Küchentisch: „Ich fühle mich nicht als Verbrecher. Mich muss man nicht einsperren.“ Langenbeck sieht sich als Spieler, der das Pech hatte, das Spiel zu verlieren.

Im Kindergarten, wo er an diesem Tag seinen Sohn abholen will, springt ihm sein Junge mit Wucht in die Arme. Nichts liebt der Dreijährige so sehr, wie auf den Schultern seines großen Vaters getragen zu werden, Leon, strahlender König der Kinder. „Wie war es heute?“, fragt Langenbeck, und sein Sohn erzählt. Von dem Birnenkuchen, dem Feuerwehrauto, dem Drachen, von vielem mehr. Aber Langenbecks Gedanken sind längst woanders. „Wie soll ich es nur dem Kleinen sagen?“, fragt er später seine Frau.

Er weiß, dass er die Haftstrafe nicht verschweigen kann, aber weiß nicht, wie er es allen beibringen soll. Seinem Vater,

der ihm seit Langem vorwirft, ein Versager zu sein, seinen zwei halbwüchsigen Söhnen aus erster Ehe, die zu ihm aufschauen, selbst dem türkischen Gemüsehändler an der Ecke, zu dem er viermal täglich geht, um ihm die Finanzwelt zu erklären. Auch der Bedienung im „Aroma“, mit der er flirtet, dem Schauspieler, mit dem er Fußballländerspiele anschaut,

**„Ich fühle mich nicht
als Verbrecher. Mich
muss man nicht ein-
sperren.“**

Hannes, dem Kumpel aus Jugendtagen, den Menschen im Viertel, die ihn lieben, und denen, die ihn hassen.

Katja, die mit den beiden Kindern bald allein sein wird, sitzt die meiste Zeit des Tages am Küchentisch. Vor sich den silbernen Laptop, das Gesicht weit vor den Bildschirm geschoben.

„Das weiß ich auch noch nicht, wie wir ihm das erklären“, sagt sie. Katja hat in Indien Sanskrit studiert, bevor sie den 19 Jahre älteren Langenbeck traf, sie wollte die große Welt, nur diese Küche ist ihr jetzt geblieben. In ihr verbringt sie nun die meiste Zeit. Sie rauche zu viel, wirft ihr Langenbeck vor. Kiffe sich die Welt schön, lasse sich

treiben. Katja wirft Langenbeck genau das Gleiche vor. Leon liegt im Wohnzimmer vorm Fernseher. Katja redet bisher immer nur von dem „Haus“, in das Papa bald gehen müsse. Für den nächsten Tag haben sie einen Termin bei der Kinderpsychologin ausgemacht. „Vielleicht sollten wir ihm sagen, ich bin ein Pirat“, überlegt Langenbeck, der Katja am Küchentisch gegenüber sitzt. Piraten sind cool, etwas böse, aber nicht richtig und werden manchmal eingesperrt. „Die Piraten-Masche“, sagt Katja. „Ja, das ist eine gute Idee.“

Langenbeck und Katja sind seit vier Jahren ein Paar, auf den ersten Blick ein ungleiches. Er groß, 50 Jahre alt, sie klein, zierlich, Anfang 30. Er hat sich so durchs Leben gehandelt, ohne Ausbildung. Sie hat ihm vertraut, seinem Plan vertraut, einmal zu zocken, um für immer zu gewinnen. Sie hat ihn machen lassen, sei selbst zu beschäftigt gewesen, mit den Kindern, mit dem Job, mit der Liebe zu ihm. Sie war naiv, mindestens. Jetzt macht sie sich Vorwürfe, dass sie ihn nicht gestoppt hat.

Auch Leon spürt, dass die Dinge nicht in Ordnung sind. Er beginnt zu beißen, er beißt Langenbeck ins Bein, die Mutter in die Brust, beißt und beißt. Es ist, als spüre der Junge, dass er bald vom Vater nicht mehr viel hat. „Du machst mich fertig!“, brüllt Langenbeck jetzt oft durch die kleine Wohnung.

„Du lässt dich von ihm ausnut-



zen“, hält Katjas Schwester ihr vor, die Schwester, die so ganz anders ist, die ein bürgerliches Leben führt, als Bankangestellte, in einem Reihenhauses wohnt. „Georg hat noch nie etwas auf die Reihe gebracht in seinem Leben.“ Katja solle sich von ihm trennen. Den Kindern zuliebe, sich selbst zuliebe. Doch Katja will sich nicht trennen.

Kurz nach dem Urteil bittet sie ihn, sie zu heiraten. Ein letztes großes Fest. So bald wie möglich. Ein Aufbäumen ihrer Liebe. Noch einmal ein klein wenig Kontrolle über ihr Leben zurückgewinnen, das bald andere kontrollieren. Katja stürzt sich in die Planungen und ertappt sich dabei, dass sie oft vergisst, wie begrenzt die gemeinsame Zukunft ist.

Das Gefängnis, in dem Langenbeck seine Haftstrafe verbüßen soll, die Justizvollzugsanstalt Billwerder, liegt nur elf Kilometer von ihrem Viertel entfernt. Größter Knast Hamburgs, mit 800 Zellen. Sieben Vollzugsabteilungen. Silbergraue Fassaden. Im sumpfigen Marschland gelegen, 20 Hektar groß. Das Gefängnis ist von hohen Zäunen umgeben, einem Wassergraben und einer Betonmauer, die so hoch ist, dass man die Gebäude dahinter nicht sehen kann. Die Zellenblöcke sind um zwei Höfe gruppiert. Es ist eine Haftanstalt modernen Typs, gebaut in den neunziger Jahren. In letzter Zeit ist Billwerder häufig in den Schlagzeilen, weil die Gewaltdelikte unter Gefangenen stark zunehmen. „Was ist nur hinter Gittern los?“, titelt die Hamburger Lokalpresse. „Freaks sind da drin. Es wird viel schlimmer sein, als du denkst“, sagt der Anwalt zu Langenbeck.

Die ersten Tage nach dem Urteil hat Langenbeck in großer Lethargie verbracht, doch nun kriecht die Angst in ihm hoch, er beginnt zu kämpfen. Legt Einspruch ein, engagiert zwei Anwälte, die das Urteil anfechten sollen. Langenbeck hofft nicht darauf, die Strafe ganz erlassen zu bekommen. Er kämpft darum, den Termin des Strafantritts hinauszuzögern, in ein paar Wochen die Hochzeit in Freiheit feiern zu können, Weihnachten mit seiner Familie, vielleicht sogar den Winter noch draußen zu erleben, den nächsten Frühling gar?

Von allen letzten Besuchen fällt ihm der Besuch beim Vater am schwersten. Er geht allein, einen Monat nach dem Urteil, nimmt nur Leon mit, setzt ihn auf den Rollkoffer, mit dem er über Kopfsteinpflaster zum Hauptbahnhof rumpelt. Das Urteil des Vaters fürchtet der 50-Jährige mehr als das Urteil des Gerichts. Bisher fiel es in Langenbecks Leben immer nur vernichtend aus. Langenbecks Vater: souverän, streng, 76 Jahre alt, ein pensionierter Maschinenbauingenieur, wohlhabend. Einer, der weiß, dass er das Leben gemeistert hat. „Ich habe für ihn auf ganzer Linie versagt. Ich bin nichts. Ich habe nichts.“

Er hat im Rollkoffer sechs beste Kalbskoteletts verstaut, diverse Gewürze, einen Salat, Zutaten für das Essen, das er dem Vater zu dessen Geburtstag schenken will. Seit dem Tod von Langenbecks Mutter lebt der Vater allein in einer großen Villa bei Oldenburg. 65 Rhododendronsorten wachsen im Garten, die noch die Mutter pflanzte. Auf dem Dachboden liegt das Cowboykostüm, das Langenbeck zum Fasching trug. Als seine Betrügereien aufgefliegen waren, durchsuchte die Polizei auch das Grundstück seines Vaters, durchstöberte dessen Bankschließfächer. Eine große Demütigung für den alten Herrn. Auf der Zugfahrt bereitet sich Langenbeck auf alles vor, auch darauf, mit Leon sofort wieder abzureisen.

Er bleibt drei Tage. Sein Vater und er reden nicht viel. Sie sitzen in der Küche und rauchen. Einige Bekannte des Vaters, die gelegentlich vorbeischauchen, dürfen es wissen, andere nicht. Aus Scham. Das Essen, sagt Langenbeck hinterher erleichtert, ist ihm richtig gut gelungen. Er wandert mit Leon viel durch den Wald, der ans Haus angrenzt, den Wald, in dem er in seinem Leben zum ersten Mal spürte, was Freiheit ist. Wo er als Kind toben konnte, schreien, so laut er wollte. Er möchte zu dem Ort, wo er mit Freunden ein geheimes Lager gebaut hatte, doch Leon quengelt, ist faul, schimpft Langenbeck, will immerzu getragen werden. Dann sitzt er wieder mit dem Vater in der Küche. Spürt dessen Verletztheit. Wie fragil der Frieden zwischen ihnen ist. Er hat Angst, dass



der Streit wieder über ihn hereinbricht, die Vorwürfe – dass die ganze Verachtung des Vaters durchschimmert. Langenbeck sagt, er hat nicht die Kraft, sich mit dem Vater auseinanderzusetzen. Und der Vater verweigert ihm allen Trost. Gibt kein Zeichen zum offenen Gespräch. Die Einladung zur Hochzeit schlägt er aus. Der Hund könne nicht allein bleiben. Vater und Sohn lassen die Gelegenheit zu einer Aussprache ungenutzt, die vielleicht ihre letzte gewesen ist.

Die Staatsanwaltschaft lässt weiter nichts von sich hören. Jeden Morgen erwacht Langenbeck mit dem Gefühl, die Ladung zum Haftantritt im Briefkasten zu haben. Alle anderen seiner Bande mussten ihre Strafe bereits antreten. Immer häufiger ertappt sich Langenbeck dabei, in Gedanken schon in Haft zu sein. Die Gewalt im Knast mache ihm keine Sorgen, sagt er, er werde sich schon körperlich durchsetzen können. Er hat Angst vor der Zelle, der Enge. Wie wird es sein, Katja mit den Kindern überfordert da draußen zu wissen, nur wenige Kilometer von ihm, und er selbst den ganzen Tag zum Nichtstun verurteilt?

Noch wissen sie in der JVA Billwerder nichts von ihm. Aber bereits jetzt ist bis ins Detail festgelegt, was mit ihm geschehen wird. Die Freiheit wird dem Verurteilten, der erstmals durch das Gefängnistor tritt, stufenweise genommen. Über mehrere Stationen durchläuft er ein Ritual der Verwandlung.

Durch dickes Panzerglas sehen die Wachmänner der Pforte die Neuankömmlinge, wie sie durchs Tor treten, junge Männer vor allem, nervös, bis zum Kreislaufversagen angespannt, viele von ihnen betrunken, weil sie die letzte Nacht in Freiheit durchgesoffen haben. Sie tragen ihr Gepäck in den Hof vor der Glaskuppel, in der die Beamten in ihren Uniformen sitzen. Einige der Neuen weinen. Manche sind so verwirrt, dass sie bei Anweisungen aus der Glaskuppel links und rechts verwechseln. Es gibt zwei Eingänge, einen für das Personal, den anderen, rechts, für „Besucher“. Selbststeller müssen zum Besuchereingang. Die Pfortenbeamten notieren Vorname, Nachname, das Datum und die exakte Uhrzeit. Von nun an wird

die Haftzeit gezählt. Dann öffnet sich die erste Stahltür.

Langenbeck und Katja laden zum Polterabend in ihre Wohnung, kurz vor Weihnachten, ihre Freunde kommen. An der Tür erscheint Hannes, sein alter Jugendfreund aus Berlin, seit einem Jahr haben sie sich nicht mehr gesehen. Hannes lebt vom Vermögen seiner Mutter. Mit ihm hat Langenbeck viele Jahre in Internaten verbracht. Thorsten und Oliver kommen ebenfalls an diesem Abend, Langenbecks Söhne aus erster Ehe, 16 und 18 Jahre alt, hochgewachsen wie er. Sie sind getrennt von ihm aufgewachsen, lieben aber ihren Vater, den Rockmusiker, Gründer der Band Arktisches Festland, der ihnen so viele Lieder beibrachte.

Hannes steht im Wohnzimmer, die Lesebrille auf der Nase, sieht Langenbecks Plattensammlung, redet den ganzen Abend über Platten, die Platten der Jugend, die Platten der ersten Liebe. Die Jungs liegen im Schlafzimmer ab, daddeln auf ihrem Smartphone. Langenbeck legt sich dazu, nimmt seine Söhne in den Arm, erzählt vom Knast, von seiner Angst, bittet sie, Katja beizustehen. Die Söhne sind seine Hoffnung, dass alles in seinem Leben doch noch gut gehen wird. Dass sein Leben am Ende zu etwas nutze gewesen ist, auch wenn alles andere unnütz war. Sie sagen, er könne sich auf sie verlassen. Langenbeck fragt, wie es bei ihnen in der Schule geht. Oliver macht nächstes Frühjahr Abitur. Leon springt ebenfalls ins Bett, tollt zwischen den Jungs, die ihn kitzeln, Leon macht zum ersten Mal seit Wochen einen glücklichen Eindruck.

„Werdet ihr mich besuchen?“, fragt Langenbeck seine Älteren. „Wir stehen zu dir“, wiederholen sie. Ihren Mitschülern werden sie jedoch die Knastzeit ihres Vaters verschweigen.

Katja hat Sekt kalt gestellt. Die Flaschen bleiben ungeöffnet. Hannes liegt bald auf dem Sofa und schläft. „Wir wollten doch ins Aroma“, sagt Langenbeck, rüttelt ihn wach. „Ach, ein anderes Mal“, murmelt Hannes. Langenbeck setzt sich zu ihm aufs Sofa. „Ja, wann denn?“, fragt er. „Ich muss doch bald in den Knast.“ Hannes



antwortet nicht. „Das kannst du mir nicht antun, Hannes. Du bist mein bester Freund.“ Doch Hannes schläft. Wie kann so einer wie Hannes sein bester Freund sein, grübelt Langenbeck jetzt. Langenbeck ist nicht gut im Pflegen von Freundschaften. War er sein Leben lang zu arrogant, zu selbstgefällig, einer, der es liebte zu reden, zu blenden? Er ist, das erkennt er an diesem Abend, trotz Frau und Kindern ein einsamer Mann. „Ich mach mir nichts vor“, sagt Langenbeck in das Schnarchen von Hannes hinein. Auch Hannes denkt, dass er die Strafe verdiene, glaubt Langenbeck, dass er sich schuldig gemacht habe, an Katja, an seinen Kindern. Und hat er ja irgendwie auch, findet Langenbeck in dieser Nacht. „Ich denke oft darüber nach, ob Katja zu mir hält.“ Die beiden Söhne aus erster Ehe, die er Longboys nennt, hat er kaum beim Aufwachsen erleben können, wegen der Scheidung. Rosenkrieg mit seiner ersten Frau. Und jetzt geht es ihm mit den Shortboys wieder so. Manchmal schaut er in die Augen der Kleinen und kann ihren Blick nur schwer ertragen. Immer nachts wird ihm klar, für wie lange sie ihn wegsperren werden. Sechs Jahre: Wie viel Zeit das ist. Sechs Jahre im Gefängnis: Wie sehr wird ihn das verändern? Er hat Angst, dass in dieser Zeit sein Stolz gebrochen wird, der Stolz, der ihn in diese Lage brachte, der ihn aber auch ausmacht.

Die Hochzeit am nächsten Tag lässt ihn den einsamen Polterabend vergessen. Sie alle, Hannes, Katjas Schwester, die älteren Söhne, die Nachbarn, sie klatschen minutenlang, als sich Katja und Langenbeck vor der Standesbeamtin in den Armen liegen und küssen.

Langenbeck schafft es durch den Winter, er schafft es durch den Frühling. Felix macht Fortschritte, er krabbelt jetzt, steht manchmal auf, die ersten Schritte. Der Kleine lacht viel. Sein Vater muss nur die Augenbrauen heben, Felix lacht. In seinem Gebrabbel ist schon so etwas wie Sprache zu erkennen. Nicht lange, und er wird zu reden beginnen. Langenbeck hofft, dass er das noch erleben kann. Dagegen macht ihnen Leon immer mehr Sorgen. Leon schreit noch mehr, weint noch mehr. Langenbeck schimpft über Katja, dass sie bei der Erziehung zu weich sei, zu viel durchgehen lasse, nicht konsequent genug bestrafe. Sie wirft ihm vor, sich um nichts mehr zu kümmern. Es gibt Tage, da schreien sie sich nur noch an.





Er hat immer noch keinen Job gefunden, was wichtig wäre, damit er rasch in den offenen Vollzug kommt. Langenbeck tut sich schwer mit dem Schreiben von Bewerbungen. Die meisten, die er verschickt, schreibt Katja. Sie macht Pläne, er klagt. Er lässt sich hängen, ist lustlos, jetzt, wo es so sehr darauf ankommen würde, dass er sich noch einmal aufrafft und kämpft.

Der Gefangene verliert in der Haftanstalt sein Eigentum gleich hinter der ersten Stahltür. Beamte der Revision beschlagnahmen hier das meiste, weil das meiste verboten ist. Die Neuen tragen Koffer und Rucksäcke hinter die Kerkermauern, nur um sie sofort abgenommen zu bekommen. Schmuck, Lebensmittel, Tabak, elektrische Geräte, Handys. Für viele der einschneidendste Moment, wenn sie die Telefone ausschalten müssen, eventuell auf Jahre. Nach dem Gepäck verlieren die Neuen ihre Kleider. Schicht für Schicht müssen sie sich ausziehen, in den Durchsuchungskabinen. Manches davon dürfen sie wieder anziehen, anderes, wie Lederjacken und teure Markenkleidung, nicht. Nackt stehen die neuen Gefangenen vor ihren Wächtern, die sie auffordern, ihre Fußsohlen zu zeigen und die Finger zu spreizen. Die meisten protestieren dabei nicht. Wie betäubt, erzählen die Beamten, folgten die Neuen den Anweisungen während der Aufnahme-prozedur. Von nun an hat der Staat das Recht, auf ihre nackten Körper zu sehen.

Seit Monaten hat Langenbeck Schmerzen in den Beinen, oft fühlen sie sich taub an. Im Universitätsklinikum Eppendorf wird die Nervenerkrankung Multiple Sklerose festgestellt. Ein Schock. Das Gefühl, dass sein Leben sich auflöst in Strafe und Schmerz. Selbstmordgedanken. Er zieht sich zurück, verlässt kaum noch das Sofa. Bis ihm nach einigen Tagen einfällt: So schrecklich die Diagnose ist, vielleicht ermöglicht sie es ihm, für haftunfähig erklärt zu werden.

Wie betäubt, erzählen die Beamten, folgten die Neuen den Anweisungen während der Aufnahme-prozedur. Von nun an hat der Staat das Recht, auf ihre nackten Körper zu sehen...

„Die stecken dich trotzdem in den Knast“, sagt ihm sein Anwalt ungerührt. „Die schicken Leute sogar im Rollstuhl rein.“ Immer wieder schafft der Anwalt es, den Termin hinauszuzögern. Erst im Frühsommer kommt die erste „Ladung“. Ein gelber Umschlag im Briefkasten. Dieses Mal verfällt Langenbeck nicht ins Lamentieren, er geht sofort zum Anwalt. Der legt Revision ein, stellt ein Gnadengesuch, schreibt Eilanträge an die Staatsanwaltschaft, in denen er um Aufschub wegen wichtiger Arzttermine bittet. Die Belastung für die Familie ist enorm. Katja und Langenbeck streiten nur noch, es sind Momente,

in denen Langenbeck daran denkt, das Gefängnis nicht weiter aufzuschieben. Dann liegen sie sich wieder in den Armen, und er sagt: Ich will doch noch nicht hinein.

Drei Ladungen bekommen sie, dreimal schinden sie eine weitere Frist heraus, acht Wochen vergehen. Dann gibt Katja auf.

Langenbeck will noch um ein weiteres Wochenende in Freiheit kämpfen, über Hamburg ist herrliches Wetter, die Sonne scheint, es ist doch alles viel zu schön, um ins Gefängnis zu gehen, doch Katja sagt: „Das halte ich nicht länger aus. Die Kinder halten das nicht mehr aus. Wir sind ja nur noch am Streiten. Bitte geh jetzt.“

Morgen also. Langenbeck willigt ein, weiß, wie sehr Katja recht hat, hört auf zu kämpfen. Der Tag, an dem er sein altes Leben zurücklässt, wird ein Freitag sein.

Ein letzter Spaziergang mit Leon, ihre Patrouille, wie Langenbeck zum Jungen sagt. Sie laufen hinaus in den frühen Abend.

Hamburg stinkt, klagt Langenbeck auf dieser letzten Runde durch sein Viertel. Hamburg riecht hier nach Urin, nach Hundepisse, nach dem Erbrochenen des Touristenpacks, überall Kotze, flucht er, besonders in den Hauseingängen. Der Kiez war früher nicht so, sagt er. Früher war alles nicht so. Und er war früher auch



nicht so. „Ich bin am Ende, ich bin ein Wrack.“ Er hat Mühe, die Fassung zu wahren. Sie gehen am Aroma vorbei, wo er sich neulich mit dem DJ und dem Barmädchen zerstritten hat. Er hat sich auch mit Hannes zerstritten, den er vor wenigen Tagen in Berlin besuchte. Hannes hat ihn rausgeworfen. Er hat sich zerstritten mit Katjas Schwester, die ihm vor der ganzen Familie vorhielt, ein Egoist zu sein, der auf Kosten anderer lebe. Sie kotzen ihn alle an. Aber das ist gut, sagt Langenbeck. Er muss sich lösen von ihnen allen und dieser Stadt. „So fällt es leichter, zu gehen.“

Sie erreichen die Elbe, Leon und er. Sie sehen auf die vorbeiziehenden roten und blauen Schiffe.

„Heute Abend bringe ich dich ein letztes Mal ins Bett. Morgen macht es dann die Mama.“

„Nein.“

„Ich muss morgen nach Billwerder.“

„Warum?“

„Ich hab da für eine Weile was zu erledigen.“

„Darf ich da mit?“

„Nein, das ist eine Erwachsenenwelt. Du darfst mich aber besuchen. Du kannst mir da ein Bild mitbringen.“

Langenbeck hatte ihn bei dem Spaziergang die Wahrheit sagen wollen, doch er schafft es nicht.

Unter den Augen des Gefangenen wird in der Haftanstalt das Gepäck verplombt. Fünf Stahltüren von der Freiheit entfernt wird jedem Neuankömmling in der JVA Billwerder durch eine Klappe in der Wand das zehn Kilogramm schwere „Zugangsbündel“ gereicht. In ihm sind 17 Dinge, ein Teller, Besteck, eine Schüssel, ein Einwegrasierer, Rasierseife, ein Pinsel mit wenigen harten Borsten, ein Bettlaken, ein Handtuch, eine Zahnbürste, Zahncreme, Shampoos.

Aus Sicherheitsgründen darf er die eigenen Hygieneartikel nicht mitnehmen. Danach tritt er noch einmal ins Freie, läuft unter Bewachung eines Beamten über den Hof zum Block der



Station 6B, die Aufnahmestation, in der die Haftlingswerdung abgeschlossen werden soll.

Am letzten Morgen sitzt Langenbeck am Küchentisch, er hat wenig geschlafen. Katja kocht Kaffee. „Wieso stecken die einen wie mich in den Knast?“, sagt er, die Haare noch ganz wirr. „Was soll das? Wer hat davon etwas?“ Er wirkt, als würde er gleich zusammenbrechen. Im Wohnzimmer dreht sich der Plattenteller. Let's take a ride, don't look behind. Er greift zum Telefonhörer, braucht mehrere Anläufe, bis er die Nummer der JVA Billwerder richtig eingegeben hat. „Guten Tag“, sagt er schließlich. „Ich möchte heute bei euch einchecken.“ Neben ihm liegt ein DIN-A4-Block, auf dem er sich Notizen macht. Er fragt, ob er Kaffee, Tabak, einen Wasserkocher mitnehmen könne, alles wird verneint. Bis 17 Uhr könne er erscheinen.

Er läuft gebeugt durch die Wohnung, holt sich Katjas schwarzen Seesack, geht mit ihm hinaus auf den Balkon, schiebt sich dort einen Plastikstuhl zurecht, raucht und beginnt mit dem Packen. Leon ist still, versucht sich mit den Händen an der Brüstung hochzuziehen, um Kindern unten im Hof beim Spielen zuzusehen. Die Socken packt Langenbeck als Erstes ein. Er stopft sie in dünne Plastikbeutel, knotet sie zu und legt sie in den Seesack. Auf die Socken legt er eine Schicht Shirts, arbeitet sich weiter von Schicht zu Schicht.

Oliver, sein ältester Sohn, ruft an.

„Ich gehe heute rein“, sagt Langenbeck. Nur



seine Stimme ist zu hören. Er macht eine Pause, ist den Tränen nahe.

„Es wird Zeit, dass ich da reingehe. Dass das hier aufhört, damit das andere anfangen kann.“

Fast nach jedem Kleidungsstück, das er in den Seesack legt, greift er zur Zigarette. Es folgen Lederhalbschuhe, Badelatschen. Er steht auf, geht in die Küche, kramt in dem Stapel alter Familienfotos, um einige mit in die Zelle zu nehmen. Bilder des strengen Vaters, wie er Langenbeck als Dreijährigen auf dem Schoß hält. Urlaubsbilder, Momente des frühen Glücks, seine erste Frau, die Reisen durch die USA, der pinkfarbene Cadillac, Fotos von Katja, jung, strahlend. „Sie ist so schön“, sagt er.

Die Zelle. Eine Tür, die sich nur von außen öffnen lässt. Eine Tür, die innen keine Klinke hat. Die erste Nacht im Gefängnis können Menschen, die zuvor nie eingesperrt waren, selten schlafen. In den Zellen der JVA Billwerder bleiben dem Gefangenen acht Quadratmeter Lebensraum. Jeder hat Anspruch auf eine Einzelzelle, es sei denn, er ist suizidgefährdet. Es gibt ein Klo, ein Waschbecken, einen Schreibtisch, ein blaues Bettgestell. Zwei Bücherregale an der Wand über dem Bett. Einen Kleiderschrank. Eine Zwangsbelüftungsklappe über dem Schrank. Ein Fenster zum Hof, aus dem man nicht die Vögel mit Essensresten füttern darf.

Es ist zwei Stunden vor Ablauf der Frist, Langenbeck trägt den Seesack, den Gitarrenkoffer und die beiden Taschen die Treppen hinunter. Sitzt dann am Küchentisch und trinkt ein letztes Bier. „Du sollst doch nüchtern rein“, schimpft Katja. Er werde sich damit die Chance auf den offenen Vollzug verspielen. „Ist doch nur ein Bier“, sagt Langenbeck. Dann geht er vor Leon in die Hocke, Leon-Mann, sagt er, wir müssen los. Der Junge quengelt, will weiter fernsehen, will bleiben, weint. Katja zieht ihn an, legt Fe-

lix in den Kinderwagen, packt eine der beiden Reisetaschen in dessen Ablage. Langenbeck, schon unten, geht noch einmal in die Wohnung, schmiert sich ein Brötchen.

Katja räumt die Spüle auf, stellt die Pfeffermühle ins Regal, das Salz dazu, stützt sich auf, fährt sich übers Gesicht.

Sie ist seit dieser Woche arbeitslos. Die Werbeagentur, für die sie arbeitete, hat zugemacht. Sie weiß seit Kurzem, dass sie wieder schwanger ist. Das dritte Kind. Eine verrückt wirkende

Entscheidung, die selbst die engsten Freunde nicht verstehen. Als ob sie nicht schon mit Leon und Felix an ihren Grenzen wäre. Es ist, als wolle sie sich von Langenbeck noch einmal so viel Leben nehmen, wie sie kriegt. Und als wolle Langenbeck noch einmal so viel Leben geben, wie er geben kann.

Die Familie fährt mit der S-Bahn hinaus nach Billwerder-Moorfleet. Auf der langen Straße, die ins Gefängnis führt, kommt ihnen auf der anderen Straßenseite ein Mann entgegen. „Geht’s da rein?“, fragt Langenbeck über die Straße hinweg. „Ja, aber nicht mehr raus!“

Dann stehen sie vor dem großen grauen Tor. „Papa muss jetzt da rein“, sagt Katja zu Leon. „Der muss da arbeiten, und wenn er fertig ist, kommt er wieder.“

Es ist kurz vor fünf. Sie umarmen sich, küssen sich, weinen. Langenbeck drückt die Klingel, die Tür springt auf, er tritt ein, trägt das Gepäck über die Schwelle, sieht zurück. Die Brille schief auf der Nase, das Gesicht nass von Tränen. Leon ruft was, das Langenbeck nicht versteht.

„Was sagst du?“, ruft er seinem Jungen zu.

In diesem Moment fällt die Tür ins Schloss, mit einem trockenen Klick.

Wolfgang Bauer

„Es wird Zeit, dass ich
da reingehe.
Dass das hier aufhört,
damit das andere
anfangen kann.“



HINTER DER GESCHICHTE

Leitfrage: Was macht ein Mensch, dem nur noch Tage oder Wochen in Freiheit bleiben? Wolfgang Bauer, der meist aus Krisengebieten berichtet, wurde selbst schon während seiner Recherchen eingesperrt. Seine Motivation für die Geschichte war die Frage: „Wie menschlich ist Knast?“

Dauer der Recherche: Wolfgang Bauer hat sieben Jahre einen „Selbststeller“ gesucht und die Familie dann fast ein Jahr begleitet. Die Genehmigung für die Recherche im Gefängnis wurde erst nach einiger Zeit erteilt, doch dann verlief sie problemlos. Wolfgang Bauer hat Langenbeck auch im Gefängnis besucht. Besonders schlimm war für diesen, dass er zur Geburt seines Kindes nicht hinausdurfte.

(Die Veröffentlichung des Artikels hat heftige und sehr kontroverse Diskussionen im Internet ausgelöst, die noch besonders analysiert werden könnten.)



Wir kennen unsere nächsten Kollegen in derselben Regionalkonferenz, wir treffen uns auf der Jahrestagung oder bei anderen Gelegenheiten. Und wir stellen fest, wie ähnlich unsere Arbeitsweisen sind, aber auch was es für besondere Schwerpunkte und Leidenschaften gibt. Von vielen wissen wir aber gar nichts oder nur wenig. In jeder Ausgabe soll künftig in „Person vorgestellt“ eine Kollegin/ein Kollege vorgestellt werden. Das kann anregend und ermutigend für die eigene Arbeit sein, aber auch dazu helfen, das eigene Profil zu überdenken oder zu schärfen.



Mülleimer oder Schatzkiste?

In dieser Ausgabe berichtet unsere Kollegin Gisela Süssmuth aus der JVA Zweibrücken (RK Rheinland-Pfalz/Saarland)

Ganz herzlichen Dank an Gisela Süssmuth, die es gewagt hat, den Anfang zu machen!

Es ist ein Satz, den ich (und sicher nicht nur ich) seit Beginn meiner Tätigkeit als Seelsorgerin inzwischen unzählige Male gehört habe: Ach Gott, jetzt hab ich meinen ganzen Müll bei Ihnen abgeladen...! Heißt das, ich arbeite als „Seelen-Mülleimer“? Und vor allem: heißt das: all das, was Menschen in der Seele bewegt, was sie belastet, woran sie leiden, was sie betrauern - all das ist „Müll“? Und wenn's so wäre - dann mache ich mich also nützlich beim Sortieren und Ausmisten... Was landet da alles bei mir?

Altpapier: Geschichten, die das Leben schreibt, Biographien, Gedanken, Träume, vergilbte Hoffnungen... so vieles wird mir in der Seelsorge anvertraut. Und das, was ich von jeher gut kann: Zuhören und Menschen ins Erzählen bringen, das ermöglicht mir fast so etwas wie „Tagebuch lesen dürfen“ bei Menschen, die das Vertrauen haben, dass das, was sie mir da erzählen, bei mir gut aufgehoben ist. Da darf ich mich doch eher als „Schatzkiste“ fühlen, denn als Mülleimer...!

Grüner Punkt: was ich zusammen mit Gefangenen da



Aufschluss 1 - April 2016



machte, hat doch tatsächlich manchmal etwas von einer Suche nach dem grünen Punkt an sich. Wir sichten und sortieren, trennen und reinigen und schauen, was sich noch weiter verwerten lässt. Wir sehen nach, was sich irgendwann vielleicht nochmal brauchen lässt, was noch längst nicht endgültig ausgemustert werden muss... und entdecken Fähigkeiten, Begabungen, Bewährtes und Erprobtes, was sich für die Zukunft nutzen lässt. Echte Schätze womöglich!

Altglas: es gehört dazu, manches zu betrauern, was zu Bruch gegangen ist; Scherben, die sich nicht mehr kitten lassen, vorsichtig in die Hand zu nehmen und schließlich wegzuwerfen, Scharfkantiges und Verletzendes mit Bedacht auszusortieren. Nichtsdestotrotz: manchmal spiegelt sich auch in Scherben noch Licht...

Sondermüll: es gibt Dinge, von denen erzählen Menschen vielleicht überhaupt nur einmal im Leben. Sie sind in irgendeiner Form gefährlich, explosiv, fürchterlich... möglicherweise war es gut, sie noch einmal betrachtet und angesprochen zu haben, aber dann wird der Deckel darüber geschlossen, um nicht mehr daran zu rühren und sie loszulassen. Zeit zum Entsorgen...

Kompost: es ist ja nicht so, als könnte sich aus manchem Müll nicht noch etwas entwickeln. Nach einiger Zeit, vielleicht auch geduldigem Warten, längerer Lagerung, kann aus dem ein oder anderen Kompost allmählich wieder etwas werden. Das braucht seine Zeit und Pflege, sorgfältige Umschichtung, die richtige Temperatur und einfach den rechten Zeitpunkt - und ein unerwartetes Pflänzchen spitzelt vielleicht hervor.

...ohne die Philosophie der seelsorgerlichen Müllverarbeitung und –aufbereitung überstrapazieren zu wollen: ich erlebe doch, gerade z. B. in der Begleitung lebenslänglich inhaftierter Frauen, in diesen langen Jahren ziemlich viel von oben genanntem Sortieren, Trennen, Entsorgen, Wiederentdecken und

Wiederverwerten - und (ich wiederhole mich gerne) ich empfinde mich eher selten als Mülleimer, sondern vielmehr als Schatzkiste von Lebensgeschichten und Widerfahrnissen, die mir anvertraut werden. Und in dieser Hinsicht fühle ich mich in meiner Arbeit am rechten Ort und bin immer wieder dankbar für so viel entgegengebrachtes Vertrauen!

Stichwort „am rechten Ort“ - wie kam es überhaupt, dass ich (wohlbehütetes Lehrkind aus Trier) im Gefängnis gelandet bin? Bereits im letzten Teil meines Vikariats hatte ich mich für vier Monate Spezialpraktikum in der JVA Zweibrücken entschieden. Als damals das Tor zum letzten Mal hinter mir zufiel, dachte ich tatsächlich etwas wehmütig: DAS wäre mein Wunscharbeitsplatz...! Seelsorge pur!

Und sage und schreibe: seit 1998, nach nur einem Jahr als ganz „normale“ Gemeindepfarrerin im Elsass, bin ich als Seelsorgerin in der JVA Zweibrücken tätig, zunächst mit halber Stelle nur für die Frauen, seit 2014 mit ganzer Stelle auch für einen Teil der Männer. Mit der anderen halben Stelle habe ich vier Jahre lang an der Berufsschule Pirmasens unterrichtet und danach acht Jahre als Seelsorgerin am Evangelischen Krankenhaus Zweibrücken gearbeitet.

Nach all den Jahren im Spagat zwischen zwei Einrichtungen habe ich es als Erlösung empfunden, endlich „mit beiden Beinen“ im Knast zu stehen! Mit der vollen Stelle hat sich in den letzten zwei Jahren die Vielfalt meiner Tätigkeit deutlich erweitert: nicht nur die Pfarrstellenverwaltung obliegt mir jetzt; nun bin ich auch (in ökumenischer Zusammenarbeit) zuständig für die Betreuung unserer ehrenamtlichen VollzugshelferInnen, für Pilger- und Einkehrtage mit unseren Bediensteten, für das Gefangenentraining „Gewalt ist keine Lösung“, und seit neuestem auch zusammen mit einer Psychologin für Teamentwicklungstage mit Bediensteten. Dies alles zieht natürlich auch einen viel intensiveren Kontakt mit Bediensteten,



Fachdiensten und der Anstaltsleitung nach sich, der mir sehr gut tut. Ich freue mich oft über großes Entgegenkommen, Hilfsbereitschaft und Interesse an meiner/unserer Arbeit und fülle auch damit immer wieder mal meine „Schatzkiste“.

Neben der reinen Seelsorgearbeit schlägt mein Herz vor allem bei den Themen Gottesdienst und Musik. Ich liebe das Ausarbeiten und Gestalten von Gottesdiensten in den unterschiedlichsten Formen; und nach 15 Jahren Frauengottesdiensten war es natürlich eine willkommene Herausforderung, nun auch Gottesdienste mit und für

Die Besonderheit von Zweibrücken liegt darin, dass die JVA für Rheinland-Pfalz DAS Ausbildungsgefängnis ist: eine ganze Reihe verschiedener Ausbildungsgänge werden (vor allem für Männer) angeboten. Die übrigen rheinland-pfälzischen Justizvollzugsanstalten schicken uns dafür zahlreiche Gefangene, die dann im Idealfall nach Ausbildungsende und Bestehen ihrer Prüfungen von Zweibrücken aus entlassen werden (auch den Führerschein kann man in Haft erwerben). Insofern beherbergen wir einen nicht unbeträchtlichen Teil an Männern, die vergleichsweise motiviert an ihrem Vollzugsziel



zu gestalten. Dabei arbeite ich gerne mit Symbolen oder anderen möglichst knackigen Aufhängern, die zur Veranschaulichung beitragen. Das scheint gut anzukommen - jedenfalls finde ich es schön, wenn mir gelegentlich noch nach Monaten oder sogar Jahren Gefangene oder Bedienstete etwas aus meinen Predigten zitieren...

Musik (im Gottesdienst) ist mir sehr wichtig: ich freue mich über gute Organisten, unsere eigenen Chöre oder Chöre von außen, einzelne Gefangene mit Instrument oder guter Stimme oder manchmal auch den Klang meiner eigenen Geige... und auch dabei ist es natürlich schön, besondere „Schätze“ in Form von Begabungen verschiedener Gefangener heben zu dürfen! Die JVA Zweibrücken ist (zumindest für die gut 300 Männer) kein Langstrafengefängnis, weshalb das Klientel auch relativ zügig wechselt und uns damit auch die ein oder andere musikalische Begabung ins Haus bringt.

(Ausbildung) mitarbeiten, auch weil sie wissen, dass ihre Lockerungen und die vorzeitige Entlassung daran hängen. Für unsere Frauen gibt es ein paar wenige Ausbildungsgänge und ansonsten die „typisch weiblichen“ Arbeitsangebote wie Putzkommando, Schneiderei, Küche...

In Rheinland-Pfalz ist Zweibrücken mit derzeit etwa 110 weiblichen Gefangenen das größte Frauengefängnis; es beherbergt Frauen aller Strafarten und -längen inklusive einer Abteilung für Jugendliche. In direkter Nachbarschaft des geschlossenen Vollzugs liegt der Offene Vollzug für Männer und Frauen. Eine Mutter-Kind-Abteilung gibt es leider nicht, obwohl wir fast immer schwangere Frauen vor Ort haben. Gerade in diesen Tagen habe ich wieder eine Gefangene intensiv vor und nach der Geburt betreut und wiederum das innerliche Drama miterlebt, das das Abgeben eines Neugeborenen in die Hände von Jugendamt und Pflegefamilie mit sich bringt.



Die seelsorgerliche Betreuung unserer lebenslänglichen Frauen mit all ihren Höhen und Tiefen und Entwicklungen, mit den Schwierigkeiten in der (Herkunfts-)Familie, in der Partnerschaft und im Heranwachsen der Kinder empfinde ich immer wieder als große Herausforderung. Da ist auch immer Seelsorge an Angehörigen ein Thema; viele, viele Sonderbesuche fanden und finden in meinem Büro oder in der Kirche statt, nicht zuletzt auch in Ermangelung eines

Bindeglied zur „Außenwelt“ darstellt.

In meine private „Schatzkiste“ gehören u. a. Mann und Hund und Musik und gute Bücher! Um ab und zu auch mal meinen eigenen „Müll“ zu sortieren, gehe ich regelmäßig in meiner Mittagspause ausführlich mit unserem Hund spazieren - eine tolle Möglichkeit der Ablenkung, des Nachdenkens (dafür eignet sich Laufen immer gut!) und der



Familienbesuchsraumes. Das kostet zwar viel Zeit, ermöglicht aber natürlich interessante Einblicke in das Familiengefüge und hat auch immer wieder erheiternde Aspekte... ich erinnere mich z.B. gerne an einen inhaftierten Vater, der sich letztes Jahr im Sommer bei einem Besuch zusammen mit seinem quicklebendigen, fröhlichen Töchterchen unermüdlich radschlagend quer durch die Kirche bewegte - und das bei schlappen 38 Grad Außentemperatur!

Seit etwa eineinhalb Jahren freue ich mich über meine neue evangelische Kollegin, die meine ehemalige halbe Stelle übernommen hat (zunächst sah es so aus, als fände sich niemand für diese Stelle, die sich durch den Beginn des Ruhestands von Franz Scherer aufgetan hat), und mit der ich mir unsere inhaftierten Männer „teile“.

Nicht selten werden wir auch von Gemeinden, verschiedenen Gruppen und Schulen angefragt, um etwas über unsere Arbeit zu erzählen - auch das ist ein Teil der Arbeit, die ich sehr gerne tue und die natürlich immer auch ein

inneren

„Reinigung“. Und für den komplizierteren „Seelenmüll“ oder alle anfallenden Fragen habe ich eine sehr nette Supervisionsgruppe in Saarbrücken, die sich regelmäßig für einen ganzen Tag trifft.

Zusammen mit meinem Mann bin ich viel und gerne in Sachen Musik unterwegs: wir spielen in einem kleinen Streicherensemble (hauptsächlich Barockmusik), machen regelmäßig Konzerte und singen in unserer Nachbarstadt in einer tollen Bezirkskantorei mit. Auch das eine schöne, bereichernde Möglichkeit, der eigenen Seele etwas Gutes zu tun...!

So bin ich doch - und das sage ich mit wirklicher Dankbarkeit! - ganz glücklich, beruflich und privat auf eine reich gefüllte Schatzkiste blicken zu dürfen!

Gisela Süßmuth





Zehn Regionalkonferenzen gibt es in unserer Bundeskonferenz. Bei jeder Jahrestagung sind wir bei einer anderen zu Gast, im 11. Jahr beginnt es wieder von vorne. Bei den Jahrestagungen erfahren wir einiges von der jeweiligen Regionalkonferenz, aber man muss u.U. recht lange warten. In den nächsten fünf(!) Jahren sollen unter der Rubrik „Region vorgestellt“ die zehn Regionalkonferenzen sich selbst präsentieren, möglichst bunt, möglichst informativ, mit Lokalkolorit, Besonderheiten und auch Schwierigkeiten.

Regionalkonferenz Baden-Württemberg

In alphabetischer Reihenfolge beginnt Baden-Württemberg - ein in vielerlei Hinsicht sehr besonderes Bundesland (Anm. d. Redaktion!)... - Die Vorstellung hat dankenswerterweise Gerhard Ding übernommen.



Baden-Württemberg, das Bundesland mit Rhein und Neckar, Schwarzwald und Bodensee, Rheinebene und der Schwäbischen Alb, mit Tübingen und dem Stift, mit Hegel und Hölderlin, der reformierten Kurpfalz, dem Heidelberger Schloss, mit Luthers Disputation in Heidelberg mit Melancthon aus Bretten im Kraichgau, dem republikanischen Freiheitskampf in Rastatt, der Industrielandschaft in Mannheim, wo ‚gschafft‘ wird und die Luft metallhaltig ist, der Landeshauptstadt Stuttgart mit dem ersten grünen Ministerpräsidenten und dem unseligen Bahnhofprojekt, mit Karlsruhe als Residenz des Rechts - wo soll man bei dieser Aufzählung anfangen und wo aufhören? Die Baden-Württemberger nennen ihr Land fast liebevoll „das Ländle“. Dabei war die Gründung des Bundes-Landes politisch umstritten. Heftig und lange lehnten v.a. die Süd-Badener den Zusammenschluss ab. Erst 1970 wurde das nach einer Volksabstimmung endgültig akzeptiert.



Wir stellen uns vor:

Unser Regionalkonferenz verbindet 18 hauptamtliche und 12 nebenamtliche Gefängnisseelsorgende, 7 Frauen und 23 Männer.



EVANGELISCHE
LANDESKIRCHE
IN BADEN



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

Wir arbeiten in ganz unterschiedlichen Ecken in Baden-Württemberg, in sich unterscheidenden Vollzugsanstalten und gehören zu zwei Landeskirchen: zu der **unierten Landeskirche in Baden** und zur **lutherischen Landeskirche in Württemberg**.

Unsere Verschiedenheit entlädt sich bisweilen weniger an den unterschiedlichen Bekenntnissen als an den hell leuchtenden Profilen der Landesteile: Baden und Württemberg, Pfälzer und Schwaben, Badener und Äbler, usw. Die Stuttgarter Kehrwoche trifft auf den „Manne-mer Dreck“, die TSG Hoffenheim auf den VfB Stuttgart, 1.FC Heidenheim auf den 1.FC Freiburg. Und dann die unendlichen Witze über die jeweiligen Landesteile:

„Warum reiben schwäbische Gastgeber das Salz von den Brezeln? – Damit ihre Gäste keinen so großen Durst bekommen“.

Und natürlich den:

„I werd emmer gfrogt, ob i ebbes gega Badener hätt“, erklärt der patriotische Württemberger. „Aber i muaß amol deutlich erkläre: Des stimmt net. I han nix gega Badener – zumindescht nix was hilft!“

Wir baden-württembergische Gefängnisseelsorgende sind schon ganz und gar unterschiedliche Typen: künstlerisch und musikalisch, intellektuell und handwerklich geschickt, manche jünger, andere noch jung geblieben,und immer empathisch, dabei durchaus streitbar.

Die Vollzugsanstalten sind im ganzen Ländle zerstreut: vom wunderbaren Bodensee,

über den Schwarzwald, von der Ostalb über das Schwäbisch-Fränkische, vom Odenwald/Bauland bis zum Rheintal. Wir sind von der „Sonne verwöhnt“ und verkosten bei unseren Konventen und Studientagen alles - den württembergischen Trollinger wie den Kaiserstühler Burgunder, manchmal auch Bier und sogar Mineralwasser. Wir essen „Mauldascha midd Kartoffelsalad“ und „Flädlessubb“ oder wissen den „Bibbeleskäs“ zu schätzen.

Die Gefängnisseelsorgenden in Baden-Württemberg betreuen rund 6.800 Gefangene (Stand 2014 mit ca. 63 Gefangenen pro 100.000 Einwohner) in 17 Vollzugsanstalten mit 22 Außenstellen. Die Gefangenzahlen sanken seit 2003 um 21 Prozent. In jüngster Zeit wurden mehrere kleinere Außenstellen geschlossen. Dieser Trend der Schließung von kleineren Anstalten soll sich fortsetzen, in Rottweil wurde der Neubau einer großen Anstalt mit 400-500 Haftplätzen beschlossen. Die teil-privatisierte JVA in Offenburg wurde wieder vollständig in die staatliche Zuständigkeit zurückgeführt. Es gibt in Baden-Württemberg neben den Haftanstalten für U-haft und Strafhaft eine große Jugendvollzugsanstalt, eine für den Frauenvollzug und zwei Jugendarrestanstalten. Dazu kommen zwei Einrichtungen für eine Sozialtherapie und ein Vollzugskrankenhaus. In Freiburg gibt es einen gesonderten Bereich für die Sicherungsverwahrung.

In Bruchsal findet sich seit 1848 eine der ältesten Strafanstalten Deutschlands – auch wenn eine solche Einrichtung nicht zu den gesellschaftlichen Ruhmesseiten gehören kann. Zu den großen Neubauten zählen die JVA Heimsheim und die JVA Offenburg. In Singen am Hohentwiel gibt es bereits seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen „Seniorenknast“ für Gefangene ab dem 58. Lebensjahr.

Unser Konvent verfügt über einen Dekan, der auf Vorschlag der beiden Landeskirchen vom Land Baden-Württemberg bestellt wird. Er ist Ansprechpartner der Justizvollzugsbehörden in seelsorgerlichen Angelegenheiten und berät die beiden Kirchenleitungen in anliegenden Fragestellungen des Justizvollzuges. Der



JVA Bruchsal



JVA Offenburg



JVA Heimsheim



JVA Singen

Dekan hat die Fachaufsicht für die evang. Seelsorgenden, fördert ihre Zusammenarbeit und Fortbildung, wirkt bei Stellenbesetzungen mit und achtet auf die äußere Organisation der Anstaltsseelsorge. Zur Unterstützung wird eine Dekansvertretung benannt. Unsere Regionalkonferenz hat sich eine Geschäftsordnung gegeben und ein theologisches „Konzept einer Gefängnisseelsorge“ erarbeitet. Zur Öffentlichkeitsarbeit haben

wir einen immer wieder beachteten Flyer mit einem Roll Up entworfen.

Für die Gefängnisseelsorgenden gibt es ganz unterschiedliche Anstellungsverhältnisse. In der Regel ist vorgesehen, dass die hauptamtlichen Seelsorgenden in ein Beamtenverhältnis übernommen werden. Bedingt durch das Lebensalter ist dies zurzeit aber nur bei einer Minderheit der Kollegen und Kolleginnen der Fall. So sind die Seelsorgenden auf kirchlichen Stellen, die entweder vom Staat refinanziert oder ganz von der Kirche getragen werden.

Nicht selbstverständlich ist der große Rückhalt der Gefängnisseelsorgenden durch unsere Landeskirchen. Darum sind wir über die derzeitige breite Aufmerksamkeit und große (auch finanzielle) Unterstützung sehr froh und dankbar. Jährliche Dienstbesprechungen in den jeweiligen Kirchenleitungen geben Raum für Begegnungen und auch zum theologischen Diskurs. Der badische Landesbischof hat kurz nach seinem Dienstantritt einen ganzen Arbeitstag im Mannheimer Gefängnis verbracht und war von den Gesprächen mit Gefangenen und Bediensteten deutlich berührt.

Der Geist der ökumenischen Gemeinschaft mit unseren katholischen Glaubensgeschwistern prägt den Alltag in den Knästen in Baden-Württemberg. Absprachen, gemeinsame Gottesdienste und Aktionen sind selbstver-

stächlich. Wir sind nicht „verheiratet“, aber mögen einander – zumindest meistens. Unser Konvent organisiert in ökumenischer Zusammenarbeit jährliche Tagungen für ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. In vielen Anstalten bieten die Kollegen und Kolleginnen gemeinsam Seminare und Fortbildungen für Bedienstete an. Jährlich treffen sich alle neben- und hauptamtlichen Seelsorgenden zu einer Ökumenischen Regionalkonferenz, die Fortbildungscharakter hat.

Das wirklich sehr gute ökumenische Klima ist eine wichtige Grundlage in unseren Begegnungen mit den Vertretern des Justizministeriums. In der Regel haben wir einmal im Jahr ein Treffen mit dem Justizminister bzw. mit der Ministerialdirektorin oder dem Leiter der Abteilung Strafvollzug im Ministerium. Immerhin können wir dabei unsere Anliegen vorbringen und werden gehört.

Für die Kontakte mit dem Justizministerium bietet die Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) zur Unterstützung der Seelsorge in den JVA's in Baden-Württemberg ein sehr gutes Format. In dieser Arbeitsgemeinschaft sind neben den Vertretern der Erzdiözese Freiburg, der Diözese Rottenburg und unserer beider Landeskirchen je zwei evang./kath. Gefängnisseelsorgende aus jedem Landesteil, dazu der kath. bzw. evang. Gefängnisdekan vertreten. In dieser AG können regelmäßig alle



kirchlichen und politischen Felder der Gefängnisseelsorge ökumenisch beraten und auch politisch gegenüber dem Staat vertreten werden. Die LAG verfügt auch über Möglichkeiten, Fortbildungen mit Bediensteten und erlebnispädagogische Maßnahmen mit Gefangenen finanziell zu bezuschussen.

Immer wieder werden die Diskussionen unseres Konventes von den Absurditäten des Strafvollzuges bestimmt. Nach wie vor trifft uns die Feststellung von Prof. Kury auf der Bundeskonferenz in Reute, als er sinngemäß sagte: 'Das Gefängnis ist die teuerste und ineffektivste Art der Reaktion auf Straffälligkeit'. Wir stecken mitten drin im „Knast Dilemma“ (Bernd Maelicke). Alle Möglichkeiten einer „Restorative Justice“ ziehen uns an. Wie lassen sich „Die heilende Kraft der Vergebung“, „Schuldkompetenz“ (Konrad Stauss) und Versöhnungsarbeit im Knastalltag umsetzen? In unserem Konvent haben in den letzten Jahren die Glaubensanliegen und theologischen Fragestellungen neben den justizpolitischen Debatten wieder mehr Aufmerksamkeit gefunden. „Einkehrtage“ mit Gefangenen und Bediensteten auf dem Hohenasperg, das „Kloster im Gefängnis“ mit der „Übung der Stille als Freiheitsprozess“ sind Leuchttürme geworden.

Aktuell beschäftigt uns die Ausbildung von ehrenamtlichen muslimischen Seelsorgenden durch das Mannheimer Institut für Integration und interreligiösen Dialog und die unmittelbar bevorstehende Einführung der muslimischen Gefängnisseelsorge in den Vollzugsanstalten in Baden-Württemberg. Wir begrüßen dieses Bemühen, erwarten seelsorgerliche und theologische Kompetenz in der Einhaltung von erreichten Standards in der Gefängnisseelsorge und sehen darin auch eine politische Würdigung und Wertschätzung von „Religion“ im Strafvollzug.

Im Alltag vor Ort ist die Wertschätzung der religiösen Betätigung und der Seelsorge nicht immer selbstverständlich. Mühsam müssen wir uns um den Erhalt bzw. um die Einrichtung und Ausgestaltung von Gottesdiensträumen in den Vollzugsanstalten mühen.

Gerhard Ding



Gehard Ding ist Gefängnisseelsorger in der JVA Mannheim und Dekan für den Justizvollzug in den Landeskirchen Baden und Württemberg





von links: Adrian Tillmanns,
Barbara Zöller, Ulli Schönrock (Vorsitzender),
Susanne Büttner, Jens-Peter Preis

Aus Vorstand und Beirat

Kurznotizen...

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

das Jahr 2016 scheint ein Jahr der Veränderungen zu sein. Eine der sichtbarsten haltet ihr in Händen: Aufschluss, das neue Mitteilungsblatt unserer Konferenz. Auf der Beiratssitzung im November 2015 hat Hans-Ulrich Agster das neue Konzept vorgestellt und sorgt nun zusammen mit Thomas Wagner dafür, dass zukünftig zwei interessante und informative Hefte pro Jahr erscheinen werden. Auch die Homepage soll überarbeitet und an veränderte Erfordernisse angepasst werden. Die inhaltliche Gestaltung wird ebenfalls von Hans-Ulrich Agster und Thomas Wagner übernommen, für die technische Betreuung suchen wir noch eine interessierte Kollegin oder einen interessierten Kollegen. Herzlichen Dank an Hans-Ulrich und Thomas für diesen wichtigen Teil unserer Informations- und Öffentlichkeitsarbeit.

Die zweite Veränderung des Jahres hat direkte Auswirkung auf die Arbeit des Vorstandes und der Konferenz. Am 29. Januar wurde unser Schriftführer Jens-Peter Preis aus seinem Dienst als Gefängnisseelsorger verabschiedet. Fast acht Jahre war Jens-Peter Preis als Seelsorger in der JVA Siegburg tätig, fast sechs war er Mitglied des Vorstandes und als Schriftführer ein Garant dafür, dass alle wichtigen und besprochenen Themen der Sitzungen und Mitgliederversammlungen bewahrt wurden. Mit

ihm haben wir nicht nur einen hervorragenden Schriftführer und kompetenten Kollegen verabschiedet, sondern vor allem einen freundlichen, offenen und allen zugewandten Menschen und guten Freund. Als Vorstand haben wir an dem bewegten und bewegenden Verabschiedungsgottesdienst teilgenommen und Danke gesagt für seine Mitarbeit und sein Engagement. Zum 1. Februar hat Jens-Peter seine neue Stelle als Seelsorger der Bundespolizei mit Dienstsitz in St. Augustin angetreten und ich bin sicher, dass er mit seiner Erfahrung und Kompetenz für seine neuen Aufgaben gut gerüstet ist und dass er den Menschen auch dort gut tun wird. Wir wünschen ihm einen guten Start und für die Arbeit gutes Gelingen, Kraft, Phantasie und Gottes Segen.

Dass etwas anders werden muss, haben sich wohl auch die Kolleginnen und Kollegen auf der Jahrestagung 1966 in Freudenstadt gedacht. Vertraut man/frau dabei der Einschätzung einiger Teilnehmenden, so war die Jahrestagung im Blick auf das Thema weniger gewinnbringend. Allerdings, und das ist das Entscheidende, war sie dennoch sehr nachhaltig, denn dort wurde die AG JUG gegründet, die nun ihr 50-jähriges Bestehen zurückblicken kann und nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Die 50. Jahreskonferenz der AG JUG findet vom 10.-14. Oktober 2016 in Paderborn statt und beschäftigt sich mit dem Thema „Seelsorge mit Blick auf die Haftentlassung und im offenen Vollzug“. Näheres dazu findet ihr auch in diesem Heft.

Weitere Themen, die den Vorstand und Beirat seit der letzten Jahrestagung beschäftigt haben und von denen uns einige auch weiter beschäftigen werden, finden sich in den Berichten zur Mitgliederversammlung wieder, die allen rechtzeitig zugeschickt werden.



Während ich diese Kurznotizen schreibe, sind die Vorbereitungen zur diesjährigen Jahrestagung soweit gediehen, dass das viel versprechende Programm zum Thema „Mit Scheitern leben lernen“ verschickt ist und schon zahlreiche Anmeldungen eingegangen sind. Die Ereignisse der letzten Monate in Europa, der nicht enden wollende Flüchtlingsstrom, der in vielen tausend Einzelschicksalen der Flüchtenden konkret wird, hat unsere Konferenz auch auf eine andere Weise erreicht. Ein für unsere Jahrestagung hinzugebuchtes Hotel musste seine Zusage zurücknehmen, da es für die Unterbringung der Flüchtlinge benötigt wird. Damit waren vorbereitende Regionalkonferenz

und Vorstand gefordert, gemeinsam mit dem Betreiber des Tagungshauses Alternativen zu finden. Dies ist gelungen und es gibt neben weiteren Hotels, soweit ich es überblicken kann, bei einer Jahrestagung zum ersten Mal die Möglichkeit, direkt am Tagungshaus am Seddiner See zu campen und damit nicht nur die Jahrestagung sondern auch die schöne Natur hautnah genießen zu können. Wir freuen uns auf ein Wiedersehen und Kennenlernen auf der Jahrestagung.

Für den Vorstand

Ulli Schönrock

Aus der AG U-Haft

Umfrage ergibt gravierende Unterschiede



In der AG U-Haft treffen sich Seelsorgerinnen und Seelsorger, die in großen Untersuchungshaftanstalten oder auch nur auf wenigen Stationen einer JVA Untersuchungsgefangene betreuen. In der Regel kommen wir zweimal im Jahr zusammen – im Frühjahr direkt vor Beginn der Jahrestagung und im Herbst für zwei Tage in Hannover.

Zur Zeit sind wir bei unseren Treffen ca. zehn Personen aus Haftanstalten quer durch die Republik, was unserem Hauptanliegen – Austausch und gegenseitige Unterstützung – ausgesprochen dienlich ist. So bekommen wir einen ganz guten Überblick über die

unterschiedliche Gesetzgebung und vor allem deren Umsetzung in den einzelnen Bundesländern, wobei sich die Aufgaben und Probleme des Alltags für die Seelsorgenden dann doch wieder ziemlich gleichen.

Das hat sich auch bei einer Umfrage zu Mindeststandards in der Untersuchungshaft ergeben, die wir im Herbst letzten Jahres unter den Seelsorgerinnen und Seelsorgern gemacht haben. Erfreulicherweise gab es viele Rückläufe, so dass es möglich war, eine deutliche Tendenz zu erkennen:

Die Ländergesetze geben für viele vollzugliche Bereiche Mindeststandards vor, die den Haftanstalten aber theoretisch viel Spielraum



nach oben lassen. Dies gilt vor allem für die Bereiche Kommunikation/Besuch mit Angehörigen, Zugang zu Information/Medien und Freizeitaufschluss/Arbeit. Hier zeigt sich, dass viele Anstalten nicht nur aus baulichen oder personellen Gründen wirklich nur die Mindestvorgaben erfüllen, was auf Seiten der Gefangenen zu einer zum Teil wochenlangen weitgehenden Isolation führt.

Auffällig ist, dass es nicht nur gravierende Unterschiede zwischen den Haftanstalten unterschiedlicher Bundesländer, sondern teilweise auch zwischen Haftanstalten innerhalb eines Bundeslandes gibt.

Ziel dieser Umfrage war auch, eine Grundlage für den Entwurf einer von der Bundeskonferenz zu verabschiedenden politischen Stellungnahme zu erlangen, um noch einmal aus einer anderen Position auf die Notwendigkeit einer konsequenten Ausnutzung

der Potentiale der Ländergesetze hinweisen zu können.

Die „Spezialität“ der AG U-Haft sind Exkursionen ins europäische Ausland (u.a. Schottland, Spanien, Schweiz; geplant: Finnland), um uns dort mit den jeweiligen Vollzugssystemen zu befassen und eventuell von deren Praxis lernen zu können. Auch das gibt uns immer wieder Anregungen, uns mit dem deutschen Untersuchungshaftvollzug kritisch auseinanderzusetzen oder Ideen, die wir kennengelernt haben, vor Ort auszuprobieren.

Wir freuen uns natürlich über neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der AG U-Haft – je vielfältiger, desto besser!

Gunhild Warning



Aus der AG WuP (Weiterbildung und Projekte)

Viel Stille, viel Bewegung, viele unsichtbare Räume

*ein Erfahrungsbericht einer Teilnehmerin an der
„Übung der Stille“ (Meditationsanleitung und
geistlichen Begleitung im Gefängnis)*

Schweigen, Stille, Meditation? Was geschieht in diesem unsichtbaren Raum? Kann ein Außenstehender in diesen Raum der Stille Einblick haben? Nein, in der Stille entsteht ein Raum, den nur der Meditierende betreten kann - ein Raum, in dem sich ein Mensch selbst und manchmal auch Gott begegnet. Ein unbewachter Raum - ein wertvoller Raum - gerade im Kontext Gefängnis.

Auch wenn sich über die Stille nicht berichten lässt, so will ich doch wagen einen kurzen Eindruck von dem aufzuzeigen, was acht Kolleginnen und Kollegen unter der Leitung von Susanne Büttner und Heike Rosengarth in den letzten zwei Jahren erlebt haben.

Aufschluss 1 - April 2016



Auf dem gemeinsamen Übungsweg lernten wir verschieden verschiedene Formen des Meditieren kennen: Angefangen vom Herzensgebet aus der christlichen Tradition, über gemeinsame Pilgertage mit Pfarrer Dr. Manfred Gerland, einer Zen Woche unter der Leitung des Zenmeister Prof. Dr. Migako Sato aus Japan und einem Kurs zur Kontemplation und Versöhnungsarbeit, der von Dipl. Theol., Dipl. analyt. Psych. Franz-Xaver Jans-Scheiddeger aus der Schweiz angeleitet wurde. Dazwischen gab es immer wieder Schweigetage, die durch Gartenarbeit im Kloster Germerode, gemeinsames Essen in der Stille und Meditation geprägt waren.

Die Stille, das Schweigen war kein nebeneinander her oder aneinander vorbeileben, oder ein jeder für sich alleine, sondern ohne Worte entstand Gemeinschaft, haben sich neue Räume aufgetan, sind einzelne durch schwere Momente von anderen getragen worden. Mit-ten in der Stille haben sich immer wieder Räume der Begegnung aufgetan. Begegnet sind wir uns selbst, dem anderen und immer wieder auch dem Göttlichen. Begegnet sind wir in den zurückliegenden zwei Jahren auch spannenden Menschen: Migaku Sato Rôshi, Professor für das Neue Testament an der Rikkyo Universi-

tät in Tokyo, der uns in die Tradition des Zen einführte und diese mit christlicher Theologie vereinte.

In einem Gespräch mit dem evangelischen Theologen Prof. Dr. Manfred Josuttis, begegnete uns dieser nicht nur als Theologe, sondern auch als Mensch, der mit dem Leben zu kämpfen hat.

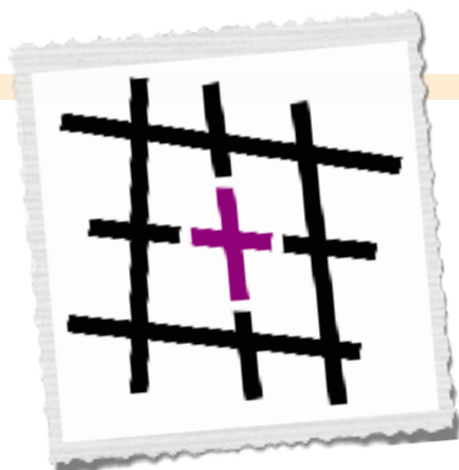
Begegnet sind wir schließlich Frau Franz, der guten Seele im Kloster Germerode und Frau Sippel, die dort liebevoll unser Essen zubereitete oder den Schwestern der Communität Koinonia.

Viel Stille, viel Begegnung, viele neue, unsichtbare Räume haben sich aufgetan.

Ein großer Dank gilt Susanne Büttner und Heike Rosengarth die diese gemeinsamen Weg für uns aufgetan haben. Ein Weg der weiter gehen sollte - für die Männer und Frauen im Gefängnis um immer wieder Freiräume zu finden und neu einzuüben und für Kolleginnen und Kollegen unserer Konferenz.

*Henrike Schmidt, evang.
Seelsorgerin im JVKH Hohenasperg*





Aus der AG WuP (Weiterbildung und Projekte)

Weiterbildung Gefängnisseelsorge

*für nebenamtliche Gefängnisseelsorgerinnen und
Gefängnisseelsorger 2016 - 2017*

Die Weiterbildung für nebenamtliche Gefängnisseelsorger/Gefängnisseelsorgerinnen vermittelt notwendige Grundkenntnisse über das System und die Lebenswelt des Gefängnisses.

Aufbau und Struktur des Justizvollzuges, rechtliche Grundlagen der Strafvollzugsgesetze der jeweiligen Bundesländer, unterschiedliche Vollzugsformen wie Untersuchungshaft, Jugendvollzug und Strafhafte werden angesprochen. Die Weiterbildung führt ein in die Arbeitsweise und Methoden der Seelsorge im Gefängnis. Behandelt werden die Einzelseelsorge, Gruppenarbeit und Gottesdienst.

Querschnittsthema ist immer auch die Haltung des Gefängnisseelsorgers /der Gefängnisseelsorgerin. Die Problematik einer professionellen Distanz und der eigenen Rolle im System werden immer wieder angesprochen.

Ein besonderes Gewicht wird auf die seelsorgerliche Schweigepflicht und das Seelsorgegeheimnis gelegt. Die rechtlichen Grundlagen des Zeugnisverweigerungsrechtes

in der Strafprozessordnung werden besprochen. Die Erfahrungen aus dem Vollzug der Teilnehmenden fließen in die Weiterbildung ein. Eigene Praxisbeispiele der Teilnehmenden werden erwartet. Eine begleitende Supervision zwischen den Modulen wird empfohlen.

Die Weiterbildung ist konzipiert in drei Modulen die das System Gefängnis, die Lebenswelt Gefängnis und die Seelsorge im

Vollzug untergliedern. Die Module können einzeln belegt werden, das Modul eins ist allerdings Voraussetzung für die weiteren Module.





Modul 1 System/Kontext JVA

Motivationsklärung, Erwartungen an die Weiterbildung, spezielle Interessen,

Rechtliche Grundlagen der Gefängnisseeleorge, Institutionskenntnis,

Organisationsform des Justizvollzuges,

Seelsorgegeheimnis, Umgang mit Nähe und Distanz.

Modul 2 Seelsorge in JVA

Arbeitsformen der Gefängnisseeleorge, Gottesdienst, Einzelseelsorge, Gruppenarbeit, Arbeit mit den Familien der Inhaftierten, besondere Arbeitsformen wie „Übung der Stille“ Empathiekurse, Umgang mit Schuld und Vergebung, Seelsorge an Mitarbeitenden und immer wieder: Umgang mit Nähe und Distanz.

Modul 3 Lebenswelt Gefängnis

Haftpopulation, Biografien von Gefangenen, Sucht, Dissozialität, Suizid.

Einführung in die *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems* (ICD 10),

Kriseninterventionen im System (bei Gefangenen und Bediensteten),

Selbstfürsorge und Vernetzung mit anderen Kolleginnen und Kollegen in der Gefängnisseeleorge.

Ort

Schloss Kapfenburg
73466 Lauchheim
<http://www.schloss-kapfenburg.de>

Termine

Modul 1 26.-28.09 2016
Modul 2 06.-08.03 2017
Modul 3 26.-28.06 2017

Leitung

in Kooperation mit den Landeskirchen in Baden, Württemberg und Bayern

Pfr. Dr. Tobias Müller-Monning
Tobias.Mueller-Monning-jva@ekhn-net.de

Pfrin. Barbara Zöller
Barbara.Zoeller-jva@ekhn-net.de



**Anmeldungen bei der Geschäftsstelle der
Ev. Konferenz für Gefängnisseeleorge in
Deutschland (Fr. Roziowski)
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover**

heike.roziowski@ekd.de



Aus der AG Jug

Gold ist die Jugend - in Ehren ergraut

*Eckard Jung, der Vorsitzende
der Arbeitsgemeinschaft Jugendvollzug,
schreibt zu ihrem 50-jährigen Bestehen.*

Es muss eine öde Jahrestagung gewesen sein, die Bundeskongress 1966 in Freudenstadt. Gleichmaßen langatmig und langweilig. Einzig die schöne Landschaft des Schwarzwalds ließ ein Mindestmaß an Begeisterung aufkommen.

Als ich vor einigen Jahren einen Beitrag zu einer Festschrift schreiben sollte, habe ich in den alten Ordnern geblättert. Manchmal ist es ein Segen, wenn die Vorgänger im Amt alles Mögliche aufbewahren. Denn so bin ich auf einen Brief gestoßen, der von der Gründung der AG Jug berichtet.

Am 10. Mai 1966 schreibt der damalige Wiesbadener Gefängnispfarrer an seinen Oberkirchenrat:

„Aber nun zur Tagung: Man hatte eine schöne Gegend ausgesucht; und da viele der fast hundert Pfarrer Freudenstadt noch nicht kannten, war die Tagung in dieser Hinsicht bestimmt ein Erfolg. Leider konnten wir sonst von der

Tagung nicht viel mitnehmen. Es gab keine Referenten, die wirklich zur Sache etwas sagen konnten und vor allem Neues sagen konnten. Was gesagt wurde, weiß jeder, der einige Monate in einer Anstalt seinen Dienst versieht.

Zweierlei war begrüßenswert und stimmte wieder versöhnlich: Pfarrer Kühler machte uns mit den Thesen und Vorschlägen der Stockholmer Konferenz bekannt, und er tat das in einer Kürze und Prägnanz, die seine große Sachkundigkeit auf diesem Gebiet verriet. Und dann wurde in Freudenstadt eine „Arbeitsgemeinschaft der Jugendstrafanstaltspfarrer Deutschlands“ ins Leben gerufen, die auch wirklich notwendig ist; denn über den Jugendstrafvollzug wurde auf dieser Tagung so gut wie nichts gesagt. Die neue Arbeitsgemeinschaft, die wir gegründet haben, wird jährlich einmal zusammentreten; das erste Treffen soll vom 31. Oktober bis 3. November in Berlin stattfinden mit dem Thema: „Der Gottesdienst in der JStA“. Exegesen, Meditationen und Predigten sollen



von Konferenzteilnehmern vorher ausgearbeitet werden und dort zum Vortrag kommen. Außerdem sollen zwei Predigten während des Gottesdienstes aufgenommen und dort vorgespielt werden. Auf diese Weise erhoffen wir eine Tagung, auf der wirklich gearbeitet wird. ... Ich hätte mich sehr gefreut, wenn ich Ihnen hätte Positives von der Tagung in Freudenstadt berichten können. Aber schon daß diese Arbeitsgemeinschaft der Jugendstrafanstaltspfarrer gegründet wurde, dafür hatte sich die Konferenz gelohnt. Und wahrscheinlich ist diese begrüßenswerte Gründung darauf zurückzuführen, daß diese Konferenz so wenig einbrachte.“



Aber nicht nur der Kollege Weller aus Wiesbaden berichtet enttäuscht von der Freudenstädter Bundeskonferenz. Eberhard Bornemann aus Siegburg nennt sie gar eine „Räubersynode“, denn wohl gerade die Kollegen aus den Jugendanstalten waren unzufrieden mit dem Verlauf. Sie „...trafen sich abends im „Schwanen“ und beschlossen, für die Leute aus Jugendanstalten eine AG zu gründen (...). Was hat ihnen gefehlt in Freudenstadt?

Die Antwort findet sich im Thema der ersten AG Jug Tagung für den Herbst 1966: Unter dem unspektakulären Titel „der Gottesdienst in der Jugendstrafanstalt“ wurde verabredet, dass alle Teilnehmer Exegesen, Meditationen und Predigten zur Diskussion stellen sollten.

„Jeder Teilnehmer an der Arbeitsgemeinschaft wird gebeten, eine seiner Predigten im Gefängnis auf Tonband aufzunehmen, damit wir uns gegenseitig als Prediger kennenlernen, aber auch kritisieren können.“, hieß es in der Einladung. Das mag formal wenig spektakulär klingen, bedeutet aber einen gewaltigen Sprung. Die Kollegen wollen ihre Arbeitsergebnisse und damit sich selbst als Person der Diskussion stellen. Solche Unternehmungen kenne ich erst wieder Jahre (Jahrzehnte?) später

aus der KSA. „Auf diese Weise erhoffen wir uns eine Tagung, auf der wirklich gearbeitet wird.“ Der Anspruch war von Anfang an hoch. Und das war auch das Neue dieser AG: die Aufbruchsstimmung, die man aus allen Briefen und Einladungen heraushören kann. Die Leute hatten ein Ziel, wollten etwas verändern und nicht nur Altes bewahren. Und sie standen in kritischer Distanz zur Institution. Zum ersten Sprecher wurde Dieter Frettlöh gewählt, „der nebenbei nicht nur ein begnadeter Prediger und Seelsorger, sondern auch ein begnadeter Querulant im Reiche Gottes war.“

Die erste Tagung der AG fand dann nicht – wie beabsichtigt – in Berlin statt, sondern im Haus des Bundeszusammenschlusses für Straffälligenhilfe in Bad Godesberg. Neben dem genannten Tagungsthema stand ein weiteres im Mittelpunkt. Dieter Frettlöh aus Siegburg schreibt in der Einladung dazu: „Wir beabsichtigen, den Vorläufigen Referentenentwurf des Bundesjustizministeriums für eine Jugendstrafvollzugsordnung kritisch durchzuarbeiten, damit wir uns dieses mal rechtzeitig und nicht – wie sonst in der Kirche üblich – mit Verspätung



zu Wort melden. Da wir sehr wahrscheinlich auf diese Arbeit beträchtliche Zeit verwenden werden müssen, wollen wir auf jegliche Referenten verzichten.“

Damit ist bereits eins der Themen benannt, das die Arbeit der AG über die nächsten Jahrzehnte begleiten sollte: die kritische Begleitung der vielen Versuche, den Jugendstrafvollzug in Deutschland auf eine eigene rechtliche Grundlage zu stellen. Wir wissen, dass das erst 2007 in den Jugendstrafvollzugsgesetzen der Länder erreicht wurde. 1966 galt nach wie vor die „Reichsjugendstrafvollzugsordnung von 1943 (!)“ mit der Einschränkung „soweit sie demokratischen Inhalts sei“. Ebo Bornemann befand sie, „wenn man von den reichlichen Nazismen absieht, gar nicht mal so schlecht“. So hatte „der Oberlehrer den Gefangenengesang mit der Geige zu begleiten“. Aber auch Fürchterliches gab es da: „Es stand auch drin, dass Gefangene deutschen und nichtdeutschen Blutes zu trennen seien“, im Blick auf die Abschiebepaxis nach wie vor ein Thema.

Der nächste Schritt zu einer erneuerten Rechtsgrundlage waren erst Ende der Siebziger Jahre die „Bundeseinheitlichen Verwaltungs- und Verfahrensvorschriften zum Jugendstrafvollzug (VVJug)“ – doch auch sie waren kein Gesetz.

Die erste Stellungnahme zu einem Gesetzesvorhaben wurde schon 1966 erarbeitet. Sie wurde sogar in Druck gegeben. Viele weitere sollten folgen.

In den Folgejahren wird das thematische Feld abgesteckt. Zeitgemäß großspurig soll 1967 Henri Ochsenbein aus Straßburg über die „geistige Situation der westeuropäischen Jugend“ referieren. Die Themen kreisen um drei Schwerpunkte:

Zum einen geht es um die Situation der Gefangenen (Sucht, Täter-Opfer Ausgleich, Lang-

strafige, Therapie und Seelsorge, Sexualität, Abschiebung, Väter-Söhne, Männerbilder),

Zum anderen geht es um Themen, die Arbeit und Person des Seelsorgenden (ich als Seelsorger, Gesundbleiben im Dienst, Motivation, Gottesdienst, Methoden) und um Standortbestimmungen der Gefängnisseelsorge in Gesellschaft, Kirche und Justiz (Jugendvollzug zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Vollzug in freien Formen, Stellung der Seelsorge im Vollzug, Gefängnisseelsorge und Kirche, Fachdienste, Räume).

Die theologische Bedeutung all dieser Themen läuft ständig mit. Aber es gab auch immer wieder explizit theologische Tagungsthemen: Fragen nach Schuld, Tod und Sinn und Versöhnung. Und natürlich immer wieder:

Gesetzentwürfe kommentieren, Arbeit für die Schubladen.

Für manchen ist die AG Jug Heimat geworden. So heißt es über Otto Seesemann, der später Bundesvorsitzender wurde, er habe über Jahre nur an der Tagung der AG Jug teilgenommen, nicht aber an der „großen“ Jahrestagung. Und lustig sei es manches Mal hergegangen, wohl auch mal zu lustig: „einmal tagte die Gruppe auch in ..., wo wir im Beisein der Oberkirchenrätin D. gewaltig sofften und uns vorbeibenommen haben.“ Aber das ist lange her.

Nun, es mag sein, dass die AG Jug ihren elitären Anspruch nicht mehr ganz so offen vor sich her trägt – aber es gibt ihn nach wie vor. Wenn sich im Strafvollzug etwas ändern muss, dann muss es doch bei den Jugendlichen beginnen!

Für manchen
ist die AG Jug
Heimat
geworden

Eckhard Jung

50 Jahre AG Jugendvollzug

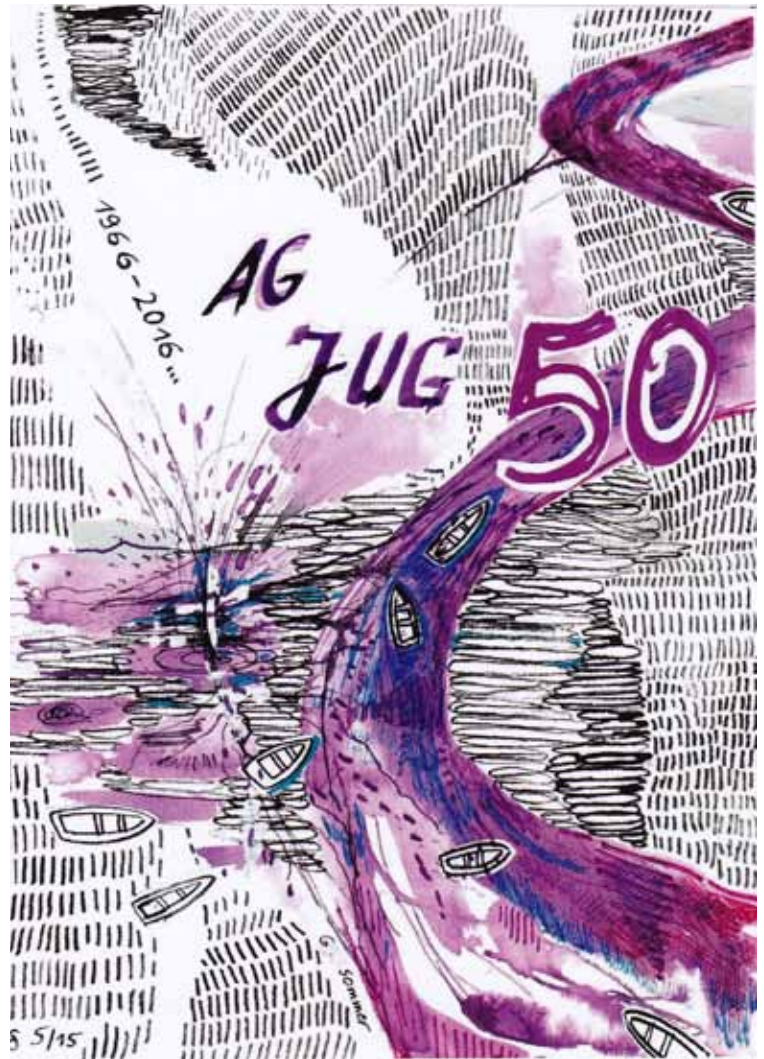
Gabriele Sommer, Seelsorgerin in der JA Raßnitz schreibt zu einem von ihr gestalteten Bild...

Ein Freund schreibt mir: „ich sehe deine Karte für die AG JUG; das Jubiläum: 50 Jahre. All die Jahre habt ihr Euch mit den jungen Menschen im Vollzug beschäftigt. Was ich sehe? Ich sehe wie junge Menschen, symbolisiert durch Boote, befreit durch deine Predigt vom Kreuz (am Ufer) in den Strom des Lebens einmünden; schwungvoll, beeindruckend.“ Ja, es gibt verwässerte und eingetrocknete Vollzugs- und Seelengebiete, es gibt Hochwasser und Dürre und dazwischen fruchtbare Oasen bei den Gefangenen, Bediensteten und in der Arbeit der Seelsorge.

Täglich erlebe ich, wie komplex die Arbeitsfelder und Gebiete sind: der Gefangene kann Kind sein, Jugendlicher, junger Erwachsener, minderjähriger Vater, Erwachsener bis 27 Jahre; in Sachsen-Anhalt gibt es den Jugendvollzug als gesonderte Einrichtung seit dem Jahr 2014 nicht mehr.

Auch die zusammenfassende Gesetzgebung ist nicht darauf gerichtet, dem Fokus „Jugend“ besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Maßgebend bleiben die Belange und Behandlungsmethoden der erwachsenen Inhaftierten, so dass die Jugendlichen im Vollzug permanent unter großem Druck stehen, den entwicklungsspezifischen aufgrund ihrer Reife/Unerfahrenheit und den besonderen durch die Vollzugsbedingungen, insbesondere der häufigeren, noch einsamer machenden Sanktionen, die Betroffene nicht immer verkraften.

Dass wir den Lebensstrom doch immer wieder mit der Quelle in Verbindung wissen, dass wir als Seelsorgende weiter sehen und diese unterstützenden Beziehungen und Bezüge des Vertrauens auch ansagen, vorleben, unermüdlich, - dass er trägt - dieser Lebensstrom und einmündet „in das Meer der Liebe, die DICH bewog von aller Schuld des Bösen uns zu erlösen“ (EG 91), dass wir uns nicht schrecken lassen von den Widersprüchen: dass kanalisiert und begründet wird mit hohem Aufwand, wo doch kaum noch Wasser vorhanden ist; ...dass durch die Art, wie wir sehen, auch andere Mut bekommen, die Augen aufzumachen, dass wir uns des Salzwassers, das die Augen an und ab freigeben nicht schämen und Gutes zwischen und bei den Menschen geschehen lassen; ...dass wir unsere geistliche Aufgabe nicht vernachlässigen und meinen, auch wir müssten mit diagnostisch lärmenden Gerät umgehen... Dazu schenke Gott seinen guten Geist und das



weckende Aufsteh-Licht weiter täglich neu; in der Fürbitte für *Kollegen*, für die Angehörigen und Freunde der Inhaftierten, für die Gefangenen auf Station und in der Arrest-Zelle, *woher* auch immer sie kommen. Möge sich die Wirtschaftlichkeit eines Gefängnisses, solange niemand dessen Existenz auflöst, orientieren an dem humanitären Bedarf der Schwächsten, dass ihnen auch in Verzweiflung und Verwirrung höchste Achtsamkeit gewährleistet werde; damit Bedienstete mit gutem Gewissen arbeiten können ohne fürchten zu müssen, Schaden zu nehmen. Dafür lasst uns beten und arbeiten.

Gabriele Sommer, Februar 2016
Text und Bild (Rohrfeder/Zeichentusche)



Aus dem IPCA-Arbeitskreis

„Telling our Story“ - unsere Geschichte erzählen

*Bericht von der sechsten IPCA Worldwide Konferenz
in Sydney vom 19. bis 24. September 2015*

*von Felix Walter (JVA München) in Zusammenarbeit mit
Frank Stüfen von der Schweizer JVA Pöschwies*

„Ein weltweites Netzwerk von Gefängnisseelsorgerinnen und Seelsorgern knüpfen, stärken und ausrüsten, für all diejenigen, die Gottes Liebe weitergeben und sich für eine heilende Gerechtigkeit (restorative justice) einsetzen“ so lautet die Mission oder der Auftrag von IPCA - International Prison Chaplains Association. 1985 wurde IPCA als „movement“/„Bewegung“ auf dem Gelände des Ökumenischen Rates der Kirchen im Schweizer Bossey gegründet. Seitdem treffen sich alle fünf Jahre die „Prison-chaplains“ dieser Welt bei einer von IPCA organisierten und durchgeführten Konferenz.

Dieses Jahr fand die Konferenz in Australien statt. Das Vorbereitungsteam wählte die katholische Hochschule „St. Ignatius College“ als Tagungsort. Sie liegt in etwas abseits des Stadtkerns von Sydney am Lane-Cove-River. Ein weitläufiges Gelände mit roten Backsteingebäuden und der Atmosphäre eines Campus wurde so zum Ort der Begegnung für 260 Delegierte aus 56 Nationen.

„Telling our Story – unsere Geschichte erzählen“ lautete das Thema der Konferenz. Bewusst ein Satz der Raum lässt. Zum einen lädt das Motto dazu ein, seine ganz persönliche Geschichte zu erzählen als Mensch, Gläubiger und Seelsorger. Andererseits wurden auch die Geschichten, die uns die „prisoner“, die uns anvertrauten Frauen und Männer erzählen in den Fokus genommen; wie hören wir sie und wie wie können wir den Menschen helfen, die uns da ihre Lebensgeschichte preisgeben? Für beides war viel Zeit auf der Konferenz.

Manche Teilnehmer messen den persönlichen Begegnungen einen höheren Wert zu als den inhaltlichen Vorträgen und Workshops; etwa wenn man miteinander isst, sich in der Pause zufällig auf dem Gelände begegnet oder in der Konferenzhalle nebeneinander sitzt.

„Where do you come from?“ beginnt zumeist das Gespräch, bei dem man sich „meine Geschichte erzählt“, von meiner Heimat und „meinem“ Gefängnis“. Vieles ist ganz, ganz anders

Aufschluss 1 - April 2016



und vieles auch erschreckend gleich. Hier nur beispielhaft zwei persönliche Begegnungen:

Ich denke da an die Begegnung mit einem Mann aus Papua – Neuguinea. Er war gar kein kirchlicher Seelsorger, sondern Justizvollzugsbeamter. Denn in Papua-Neuguinea gibt es zumeist keine Seelsorge im Gefängnis – sollte es aber geben, sagte sich eine Gruppe von christlichen Bediensteten. Denn seelische Not gibt es in den Gefängnissen dort, wie überall auf der Welt und das nicht zu knapp. Doch nicht die Kirchen Papua Neuguineas, sondern eine Gruppe von vier Gläubigen und Beamten haben das in die Hand genommen. Sie wandten sich an ihr Ministerium und baten darum, die Konferenz besuchen zu dürfen. IPCA ist für sie die große Möglichkeit zu schauen, was geht woanders und was könnte auch bei uns funktionieren und gibt es sowas ist so etwas wie „best practice“.

Traurig war für mich das Gespräch mit einer australischen Kollegin. Sie stammte mütter-

licherseits von den Aboriginies ab, den ursprünglichen Einwohnern Australiens. Ausrottung, Massaker und europäische Krankheiten haben die First People, wie sie sich heute nennen, auf 2 % der australischen Bevölkerung schrumpfen lassen. Doch in den Gefängnissen stellen sie 25 % der Insassen. Wie kaum ein

zweites Volk sind die First People mit ihrer 70 000-jährigen Geschichte mit dem Land verbunden, ihrer Scholle, wie man es altertümlich nennen kann. Doch viele sind seit Generationen vertrieben und entwurzelt. Das Gefängnis ist der Tiefpunkt dieser Leidensgeschichte. Sie erzählte mir, wie sie sich mit diesen Gefangenen aufmacht, ihre Wurzeln zu

suchen. Wo lebte die Familie, was sind ihre Geschichten und Mythen dort? Die First People nennen sie die Geschichten der Traumzeit, die Traumfährte. Sie stellt mit ihnen Mappen zusammen, mit Landkarten, Fotos, Bildern, Geschichten, Liedern. Und nach der Entlassung werden sie dorthin gehen und ihre Seele wird heilen – so hofft sie.

„Where do you come from?“ beginnt zumeist das Gespräch, bei dem man sich „meine Geschichte“ erzählt...





Bei den Hauptvorträgen der Konferenz ging es darum, was wir als Seelsorger mit den uns anvertrauten Geschichten machen, ob und wie wir unseren Beitrag dazu leisten können, in diesen Lebensgeschichten eine Wendung zu bewirken.

Der Südafrikanische Verantwortliche für Spiritual Care im Correctional Service South Africa, Hennie Human, nahm die Frage auf, die in vielen Strafvollzugssystemen gestellt wird: Was ist der messbare Nutzen der Seelsorge für den Strafvollzug? In den meisten Ländern gibt es bis heute kaum empirischen Untersuchungen, was Seelsorge nützt, vor allem, wenn man pastoralpsychologisch orientierte Seelsorge im Umfeld von therapeutisch und sozialarbeiterisch geprägten Behandlungsvollzug treibt. Human schlägt einen Transformationsprozess vor, der klassische und weitgehend unabhängige Gefängnisseelsorge einbettet in eine Behandlungsvollzugs-seelsorge. So heißen Gefängnisseelsorger in Südafrika nun nicht mehr prison chaplains, sondern correctional chaplains. Natürlich wirft dieses Modell Fragen auf: Kann man Seelsorge so vermessen, nimmt man ihr nicht ihr „proprium“ und macht sie zu einem von vielen Diensten und wird nicht das Seelsorgegeheimnis gefährdet, wenn der Seelsorgedienst wie alle anderen zu Evaluation und Berichten verpflichtet ist.

Die schwedische Pastorin und Forscherin Ulrica Fritzson stellte Teile ihrer kurz vor dem Abschluss stehenden Dissertation über Kommunikationsprozesse zwischen Täter und Opfer vor. Dazu untersucht sie ein von einem IPCA-Seelsorger inszeniertes und geleitetes Restorative Justice Programm im Pollsmoor Gefängnis in Kapstadt/Südafrika. Ziel des Programms ist es, Opfer und Täter in Kontakt zu bringen, jedoch nicht die Vergebung der Tat. Sie kann geschehen, muss und tut es aber oft nicht. Das eigentliche Ziel ist Kommunikation: der Täter

nimmt bewusst das Leid und die Situation des Opfers wahr, das Opfer stellt sich dem Menschen, der an ihm zum Täter geworden ist. So entsteht ein Raum der Verantwortung, den der Gefangene wahrnehmen und besetzen kann. Wenn er das tut, beginnt ein Heilungsprozess für beide Seiten.

Spannend war in diesem Zusammenhang die Vorstellung des Films „Beyond punishment“ des deutschen Dokumentarfilmers Hubert Siegert, der selber anwesend war. Auch bei diesem Film geht es um Täter - Opfer Beziehungen. Doch die drei „Beziehungsgeschichten“, die Hubert Siegert da begleitet und dokumentiert, enden nicht versöhnlich. Der norwegische Vater, dessen Tochter getötet wurde, verweigert nach einigem Zögern letztlich das Gespräch mit dem Täter, der ameri-

kanische Täter leugnet trotz Videoaufnahme die Tat und das Gespräch zwischen dem ehemaligen RAF Mitglied und dem Sohn eines Opfers in Deutschland bleibt vage und unbefriedigend. „Beyond punishment“ wurde das erste mal außerhalb Deutschlands gezeigt und Hubert Siegert befürchtete im Vorfeld, die von Hollywood geeichten

Zuschauer würden schnelle Schnitte und das fehlende „Happy End“ vermissen. Das Gegenteil war jedoch der Fall: der Film wurde absolut positiv aufgenommen. Bei dem Nachgespräch des Filmes, erzählte Hubert Siegert, dass die gezeigten Kommunikationsprozesse zwischen Täter und Opfer mit Abschluss der Filmarbeiten nicht beendet wären. Sie gehen weiter, jedoch ohne Kamera und er ist als Vermittler angefragt und nimmt diese Rolle auch an. Er ist durch seinen Film auf eine eigene Weise zum Seelsorger geworden, beyond camera.

Ergänzend zu den Vorträgen wurden zahlreiche Workshops angeboten, zwei allein von der deutschen Delegation. So boten Frank Baumeister (JVA Nürnberg) und Friedrich Schwenger (Massregelvollzug Moringen) ei-

Was ist der messbare Nutzen im Strafvollzug ?



nen Workshop über Identität und Rolle des Seelsorgers an. Dabei kristallisierten sich drei Rollenverständnisse heraus (die einander nicht ausschließen): einmal der Seelsorger/die Seelsorgerin als Teil des Behandlungssystems, wie oben am Beispiel Südafrika beschrieben. Dann der Seelsorger mehr aus dem christlichen Glauben heraus verstanden als „along-besider“/Wegbegleiter. Als drittes Seelsorge als diakonische Aufgabe. In manchen Ländern steht nicht die Frage, wie kann ein Gefangener seelsorgerlich begleitet werden im Zentrum, sondern was muss ich tun, dass er einfach nur körperlich am Leben bleibt – so etwa in Manila auf den Philippinen.

Martin Faber (JVA Weiterstadt) und Michi Philippi (seit kurzem JVA Freiburg) bereiteten in dem von ihnen verantworteten Workshop die **Konferenzdeklaration** vor. Sie sollte – wie auch alle Vorträge der Konferenz) demnächst auf der Website www.ipcaworldwide.org nachzulesen sein. Die Deklaration fokussiert darauf, Flüchtlinge nicht in Gefängnissen unterzubringen, die Verweigerung des Militärdienstes nicht mit Gefängnis zu bestrafen und fordert ein sofortiges Moratorium für die und die Abschaffung der Todesstrafe. Sie erinnert daran, dass die ‚UN Minimum Prison Rules‘ neu überarbeitet wurden und als ‚The Mandela Rules‘ in allen Ländern Beachtung finden sollten.

Wahlen gehören ebenfalls zu so einer Konferenz. Zum neuen Präsidenten wählten die Delegierten per Akklamation (es gab keinen Gegenkandidaten!) den Australier Rod Moore. Leider wurde Martin Faber, der die letzten fünf Jahre der Vertreter der Region Europa im steering Committee/Lenkungsausschuss von IPCA saß, nicht mehr wiedergewählt. Als Hauptgrund dafür ist wohl die zahlenmäßig starke schwedische Delegation zu nennen, die mit ihren fast 30 Teilnehmerinnen ihre Wunschkandidaten platzieren konnte.

In der vergangenen Wahlperiode ist es IPCA gelungen, bei der UN den sogenannten NGO Status (non-governmental organisation/„Nicht-regierungsorganisation“) zu erhalten. Eine Aufgabe des neugewählten Steering Com-

mittees wird es jetzt sein, diesen Status mit Inhalt zu füllen und bei den entsprechenden Gremien der UN Einfluss auf Verlautbarungen und Entscheidungen zu nehmen. Dabei wird die Zusammenarbeit mit der katholischen Schwesterorganisation ICCPPC (International Commission of Catholic Prison Pastoral Care) eine große Rolle spielen, die schon seit einigen Jahren den NGO Status inne hat

Wer jetzt Lust bekommen hat, über den eigenen Tellerrand bzw. die eigene Gefängnismauer hinaus in die weite Welt zu sehen, der ist zur **Mitarbeit beim IPCA Arbeitskreis** herzlich eingeladen. Die nächste Konferenz von IPCA Worldwide wird erst in fünf Jahren stattfinden. Nachdem sie dieses Jahr mit Australien in der Region Ozeanien stattfand und die Jahre davor in Europa, Amerika und Afrika, wird wohl das nächste Mal die Region Asien als Konferenzort ins Auge gefasst werden.

Näherliegend ist die nächste „regionale“ Konferenz von IPCA für Europa. IPCA-Europa wird sich vom 11. bis 15. September 2017 im englischen Cambridge treffen; im altherwürdigen Magdalene College, das 1428 mit der Erlaubnis von König Henry VI gegründet wurde.



Der neue Präsident Rod Moore



Die neuen Vertreter der Region Europa



Felix Walter und Frank Stüfen



„Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte...“

Bericht über das Treffen der Emeriti auf der Ebernburg vom 20.04. - 24.04.2015

von Hans Freitag

Wahrlich, uns bereitete der Frühling mit seinem frischen Grün und den in voller Blüte stehenden Bäumen bei unserer Anreise zur Ebernburg einen herz-erquickenden, lieblichen Empfang!

Vom 20.04. bis 24.04.2015 versammelten wir uns mit 48 Teilnehmern, leider mußten 3 wegen Erkrankung absagen, auf der alten Burg, dem Stammsitz der Sickinger, heute eine Familienbildungsstätte, bei Bad Münster am Stein. Die Tage unseres Treffens waren eingehüllt von den „wohlbekannten Düften“. Und so soll auch der Bericht Eures „Schreib-Poeten“ davon bestimmt sein, „dieses Flattern“ zu beschreiben, und er will, wie einst einmal die „fliegenden Blätter“ eines Poeten von Euch auch ergänzt werden.

Das Montag-Blatt

Das Stück Weg vom Parkplatz hinauf zur Burg war schon beschwerlich (besonders für die Fußkranken). Aber dann bot der Weg zugleich auch die Gelegenheit, hinauszuschauen in das schöne Land. Wir freuten uns auf das Wiedersehen!

Vielen von uns waren die Burg und die Umgebung nicht bekannt. So war der interessante Bericht von Herrn Rauscheplat über die „Geschichte der Ebernburg“, der „Herberge der Gerechtigkeit“, wie sie im 16.

Jht. genannt wurde, weil sie zur Zufluchtsstätte verfolgter Evangelischer, wie Ulrich von Hutten, süddeutscher Reformatoren u.a. geworden war, ein unbedingtes Muß.

Die Ebernburg, erstmalig um 1214 erwähnt, war die Stammburg derer von Sickingen. Einer von ihnen. Franz von Sickingen, war zwischen 1521 und 1523 zu einem Schutzherrn der Reformation aufgestiegen. Zusammen mit Ulrich von Hutten versuchten die beiden Martin Lu-



ther dafür zu gewinnen, eine deutsche Kirche „los von Rom“ zu errichten; wenn nötig durch Schwert und Spieß. Martin Luther aber setzte alle Gestaltungskraft in der Kirche Jesu Christi allein auf das Wort Gottes. So mußte es zum Bruch kommen, und die beiden Ritter zogen mit ihren Bewaffneten allein gegen den Bischof



von Trier und seiner Übermacht zu Felde. Sie verloren. Sie verloren auch ihr Leben. Franz von Sickingen wurde am 07. März 1523 auf der Burg Landstuhl erschlagen, und Ulrich von Hutten endete verbittert in der Verbannung auf der Insel Ufenau im Zürcher See am 29.08.1523. Die Reformation aber nahm ihren Lauf! Auf der Burg vollzog der Burgkaplan Oekolampad einen historisch wichtigen reformatorischen Schritt. Er wollte auch die evangelischen Laien am Gottesdienst beteiligen und verlas ab 1522 die Epistel und das Evangelium in deutscher Sprache. Er predigte auch in deutsch, und nicht, wie üblich, in Latein. So wurde auf der Ebernburg der erste evangelische Gottesdienst in deutscher Sprache gefeiert. Die Burg wurde wiederholt zerstört und wieder aufgebaut, wechselte oft den Besitzer und gehört heute dem Ebernburg-Verein.

In der Vorstellungsrunde am Abend wurden die 8 Neuen ganz besonders in unserer Mitte begrüßt, ebenso auch unsere 4 Witwen: Heti Steffier, Maria Kurmann, Elke Machwitz und Katharina von Biela.

Das Dienstag-Blatt

Irmela Witt gab in der Morgenandacht ein be-

wegendes Zeugnis über Krankheit und Sterben im Familienkreis und sprach dabei von einer „Atmosphäre des Friedens“ am Sterbebett.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben sind wir des Herrn“ (Römer 14, 8)-

Danach berichtete uns Pfr.i.R. W. Piechota über Hildegard von Bingen, der „Heiligen der Rheinprovinz“, mit Taten und Fakten aus ihrem Leben: von 1098 -1179, mit 10 Jahren wurde sie von ihren Eltern als „Zehntgabe“ an das Frauenkloster Disibodenberg zur Erziehung abgegeben. 1136 wurde sie zur neuen Äbtissin der Frauengemeinschaft gewählt. 1150 zog sie mit 20 Schwestern



auf das von ihr errichtete neue Kloster auf den Rupertsberg bei Bingen. 1165 gründete sie in Eibingen bei Rüdesheim ein zweites Kloster. Mit Melodien und Texten aus ihren Werken, mit den Beschreibungen von Heilpflanzen, die den Menschen helfen, mit Bildern von ihren Visionen zeichnete er ein informatives und lebendiges Bild vor unseren Augen und Ohren.

„Das Lob Gottes im Stundengebet als Spielwiese für die Anbetung Gottes“, wer hatte von uns schon jemals so einen schönen Gedanken gehört?

„Ich bin wie eine Feder, die der Hauch des Geistes Gottes im Fluge hält und bewegt.“

„Von dem göttlichen Licht kannst du nicht mehr erblicken als wie du durch das Wunder deines Glaubens erkennen kannst.“



„Mische deine Worte mit Weisheit und Gerechtigkeit, mit Wahrheit und Barmherzigkeit und hüte dich, durch Schweigen ihre Freundschaft zu erschleichen“, schrieb sie an den Erzbischof von Mainz.



Mit großen Erwartungen fuhren wir dann am Nachmittag mit einem Bus bei Rüdesheim mit der Fähre über den Rhein hinauf zum Kloster St. Hildegard in Eibingen, hoch gelegen über dem weiten Tal des Rheins. Die heutige Klosteranlage, ein Neubau, verbunden mit einem Neubeginn des Klosters um 1900, hat ihren Anfang um 1165, der Gründung des zweiten Klosters von Hildegard. Das neue Kloster war von ihr gedacht für 30 nichtadelige Frauen aus dem Bürgertum. Es bestand bis zur Säkularisierung 1808.

Schwester Hildegard erzählte uns zuerst bereits Bekanntes, aber dann auch völlig Neues aus dem vielseitigen Wirken von Hildegard von Bingen. Dabei bekräftigte sie, dass die Wiederentdeckung von Hildegard für den Orden der Benediktinerinnen heute von großer Bedeutung ist. Sie berichtete dann auch freimütig aus ihrem persönlichen Leben und ihrem heutigen Leben als Ordensfrau im Kloster. Ihre Aussage, dass der streng nach den Ordensregeln des Heiligen Benedikt geregelte Tagesablauf als Ordensschwester, wie auch das ebenso geregelte Leben in der Gemeinschaft des Ordens, zu „einem Leben in Freiheit führt“, ließ schon aufhorchen. Im Kloster leben und arbeiten heute 48 Schwestern. Die große dunkle Klosterkirche, ausgestattet mit vielen Bildern aus

dem Leben von Hildegard, die langen Texte auf den Schautafeln, den Hildegard-Schrein, sowie die Angebote in der Buchhandlung mit Büchern, Säften, Tinkturen, Salben, Tees usw. wiesen die Klosteranlage als ein Zentrum der „Hildegard-Medizin“ und der „Hildegard-Verehrung“ aus.

Der lange lateinische Chorgesang der Schwestern in der Vesper war schon gewöhnungsbedürftig für uns! Vom Blick über die Weinberge



auf das weite Rheintal konnte man sich nur schwer lösen. Am Abend wurden dann nochmal Texte vorgestellt sowie 2 Bilder ihrer Visionen. Diese Bilder bedürfen in jedem Fall einer fachkundigen Entschlüsselung und Erklärung wenn man sehen und erkennen soll, was sie beschreiben, besser: bemalen. Es war ein voller Hildegard von Bingen - Tag!

Das Mittwoch-Blatt

Der Bus brachte uns früh nach Bad Kreuznach, zum Thema: „Die Kreuznacher Diakonie gestern, heute und morgen“; dargestellt von Pfr. Müller und seiner Referentin für Öffentlichkeitsarbeit. Die „Kreuznacher Diakonie“, neben dem Diakoniewerk Düsseldorf-Kaiserswerth, ist das zweite Standbein der Diakonie in der Rheinischen Kirche; feierte ihr 125-jähriges Jubiläum. Sie ist heute mit fast 6000 Mitarbeitern der größte Arbeitgeber in der Region. Da Beruf und Berufung für die diakonische Arbeit grundlegend sind, wenn Kirche und Diakonie, wenn Wort und Tat nicht als Gegensätze auseinanderfallen sollen, ist die Erstellung von



Grundsätzen, angesichts der gegenwärtigen Problemstellungen, von ganz entscheidender Bedeutung für die Gestaltung und Zielsetzung der praktischen Arbeit. Wir teilten uns auf in 2 Gruppen: Rundgang und Besuch im Haus der Hospiz. Im Haus, mit 10 Betten, konnten wir miteinander ein sehr offenes und tief gehendes Gespräch führen über Sterbehilfe, Sterbebegleitung, sowie über die bevorstehende Gesetzgebung zu diesem Thema. Nach dem Mittagessen in der Diakonie wurde die Stadtrundfahrt mit der „Bahn“, die über sonst verbotene Wege durch den Stadtpark und zu einer Pause an einer Saline führte, wie eine Erholung empfunden. Die „Diesel-Dampf-Lok“ zog uns sicher durch enge Straßen und Gassen zu markanten Punkten der Stadt Bad Kreuznach. Die Andacht von Pfarrerin Decker-Huppert, mit

ein „schwerer Sorgenstein“ von unseren Herzen. Und die Andacht von Irmela bekam einen direkten Lebensbezug. Lutz sprach anhand einer gefundenen schönen Fossilie von „versteinerten Herzen“ in mancherlei Form und von der Verheißung Gottes, dass er das steinerne Herz wegnehmen und uns ein fleischernes, ein lebendiges Herz für ihn und für andere Menschen geben will (Hesekiel 11, 19+20).

In einem groß angelegten und mit vielen Informationen angereicherten Vortrag, stellte uns dann Roland Paul, ein Volkskundler, die Pfalz als „Einwanderungsland“ vor. Die schweren Zerstörungen im 30-jährigen Krieg, die erneute totale Verwüstung des Landes im franz. Erbfolgekrieg, 1689, entvölkerte ganze Landstriche und ließ Weinberge, den Flur und die Ortschaften und Städte zu Wüsten werden. Die jeweiligen Landesherren haben Menschen aus ganz Europa, aus Tirol, der Schweiz, aus Frankreich und Holland, auch verfolgte evangelische Christen, wie die Mennoniten, eingeladen in die Pfalz zu kommen, um mit ihrem Handwerk, ihren Kräften und Gaben die verwüstete



Orgelbegleitung der neuen Orgel in der großen Paulus-Kirche, war dann ein beruhigender und würdiger Abschluß dieses so ausgefüllten Tages. Der ganze Tag war mit viel Bewegung ausgefüllt. Darum wurden die erwartungsvollen Tanz-Übungen mit Irene Hepperle etwas später angesetzt. Und für unser Singen gab es erstmalig schöne Liedblätter.

Das Donnerstag-Blatt

Die Morgenandacht, gehalten von Lutz Stemberg, war zunächst von der Frage bestimmt, wie es unserem Hartmut Witt geht. Er hatte am Abend einen schweren Schwächeanfall erlitten. Es mußte der Notarzt kommen. Da Besserung eintrat, konnten Irmela und Hartmut am Morgen des Tages nach Hause fahren. Uns fiel



Pfalz wieder aufzubauen. So wurde die Pfalz damals zu einem „Schmelztiegel“ für Menschen aus ganz Europa. Die vielen eingedeutschten Namen bezeugen bis heute von woher die eingewanderten Vorfahren einst kamen. Sie alle wurden zu „Pionieren“ des Wiederaufbaus. So konnten die schlimmen Wunden der Verwüstungen langsam geheilt werden. Auch wenn unsere heutige Problematik mit der Einwanderung nach Europa mit den damaligen Einladungen, in die Pfalz zu kommen, nicht verglichen



werden kann, eines aber ist unbestreitbar: auch diese Menschen brachten damals ihre Familiennamen, ihre Kultur, ihr Brauchtum, ihre Religion mit in die neue Heimat.

Der schöne sonnige Frühlingsnachmittag, ausgewiesen zur „freien Verfügung“, lockte zu den verschiedensten vorgeschlagenen Unternehmungen. Die Abendmahlsfeier wurde von Barbara Fuhrmann geleitet. Ihr wurde es geschenkt, dieser Feier eine geistlich-würdige Form zu geben. Sie war nicht nur der Abschluß unseres Treffens, sondern sie bekräftigte und bestätigte darüber hinaus die warme und wohlthuende Atmosphäre unserer Gemeinschaft beim gesamten Treffen, die uns alle wie einen Mantel hoffnungsfroh umhüllte. Hier gedachten wir unserer verstorbenen Brüder: Schumann, Reiß und Wyszomierski.

Unter dem vorgegebenen Halbsatz: Was ich noch sagen wollte..., haben dann alle sehr persönliche Ergänzungen gesagt, die, wenn zusammengefaßt, einen vielfältigen Strauß von Meinungen, Erfahrungen und dankbaren Bekenntnissen zu unserem Treffen ergeben hätten. Der Abend klang dann aus mit dem Zusammensein im Clubraum.

Unser nächstes Treffen wird vom 25.04.-29.04.2016 in der CVJM-Familienferienstätte Huberhaus in Wernigerode/Harz stattfinden.

Das Freitags-Blatt

Den Reisesegen hielt uns Ewald Bickelmann. Er lud dazu ein, Schritte des Glaubens zu gehen, sich nicht in Sprüngen zu verlieren, und darauf zu vertrauen,

...dass Gott auf unseren Wegen mitgehen und uns durchs Leben tragen wird. Bis wir uns wiedersehen, halte Gott uns fest in seiner Hand!

Es ist ein ganz großer Dank an Elke und Lutz Stemberg, ebenso an Helga und Ewald Bickelmann auszusprechen für die großartige Vorbereitung und Leitung dieses schönen Treffens. Nicht minder auch für die vielen Autofahrten zum Bahnhof und wieder zurück,

Seit 2010 im Kloster Schöntal gehören unsere

3 Musiker Elsbeth und Friedhelm Vöhringer und Marie Mundt zum festen Programm unserer Treffen. Ihnen ein besonderer Dank!

Auf diesem Freitags-Blatt ist noch Platz für ein paar persönliche Gedanken:

Unsere Treffen finden seit 1988 alljährlich statt, immer an einem anderen Ort. 19 mal hat Erwin Kurmann dazu eingeladen und geleitet, bis 2006 in Bad Schwartau. Dann übernahm Gebhard von Biela die Leitung. In Speyer, 2009, kündigte er an, dass er die Leitung aus Krankheitsgründen abgeben möchte und bezeichnete unsere Treffen als „eine Gemeinschaft der Hoffnung und der Dankbarkeit“. Im Kloster Schöntal, 2010, wurde von uns Heere Busemann als unser „Kontaktmensch“, wie Gebhard sich selbst gerne nannte, gewählt. In Hofgeismar, 2013, waren wir um Heere, zusammen mit seiner Frau Christina, in großer Sorge. Mit Verdacht auf Herzinfarkt mußte er ins Krankenhaus nach Kassel eingeliefert werden. Gottseidank, er blieb uns allen erhalten.

„Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit, in ihm leben und sind wir, solange er will“,

hörten wir am Tag zuvor bei der Einführung in die Bach-Kantate 106. Von diesem Treffen wird uns Irmelas Andacht und der aktuelle Bezug zu Hartmuts Schwächeanfall in Erinnerung bleiben.

Ich wünsche den weiteren Treffen, dass viele mit ihrer Teilnahme diese Treffen beschenken, und in der „Gemeinschaft der Hoffnung und der Dankbarkeit“ ein Stück Ruhe und Geborgenheit erfahren und dann als Beschenkte wieder heimfahren.

„Ja, du bist's“ du schöner, holder Frühling, deine „Grünkraft“ - Hildegard hat die Grünkraft des Evangeliums mit dem Grünen im Frühling verglichen - haben wir in diesen Tagen in vielfältiger Weise „vernommen“.

Mein Herze soll dir grünen in stetem Lob und Preis und deinem Namen dienen so gut es kann und weiß.

Hans Freitag



Regionalkonferenz Baden-Württemberg

Staunend, zweifelnd, ratlos...

Die hauptamtlichen evangelischen Gefängnisseelsorger und -seelsorgerinnen in Baden-Württemberg haben sich auf ihrem Regionalkonvent am 13. und 14.10.15 in Karlsruhe mit dem Islam und der islamischen Seelsorge beschäftigt.



Annette Roser-Koepff, Gefängnisseelsorgerin in der JVA Ulm, schreibt dazu:

Als erster Referent war **Dr. Jörg Imram Schröter** zu Gast. Herr Schröter ist vielen durch Fernsehauftritte und durch seine Veröffentlichungen bekannt. Er wird gerne als Experte für den Islam in Deutschland interviewt.

Sehr eloquent führte er uns in sein Verständnis des Islam ein (Nähe zum Sufismus). Er selbst trat als junger Mann und nach verschiedenen handwerklich-kaufmännischen Tätigkeiten vom getauften Protestanten zum Islam über.

In seinen Ausführungen z.B. zum Jüngsten Gericht erklärte er, dass als Muslim die Tatabsicht eine größere Rolle spiele als die Tat selbst. Vor dem Letzten Richter zählt die Absicht und der Wille mehr als die Tat. . Damit kann jemand auch Barmherzigkeit erfahren, selbst wenn er eine schlimme Tat vollbracht hat. Ein Muslim soll so leben, dass Gott ihn jederzeit sehen kann. Der Mensch ist ein schwaches, vergessliches Wesen, aber höher als die Engel geehrt. Der Begriff der Seele spaltet sich für einen Muslim in drei Verständnisbereiche auf. Den Begriff Seelsorge gibt es im Arabischen

Im Islam gibt es keine Lehrautorität und die Verbände sind eher national aufgestellt, deshalb sei die Einführung einer von allen anerkannten muslimischen Seelsorge immer noch schwierig...

so nicht. Schade sei, dass z.Z. die Imame vor allem Seelsorge als Rechtsleitung verstehen. Das sei eine Engführung. Auch ist der Imam von vornherein kein Hirte im Amt, was im Prinzip aber jeder Muslim sei. (Imam ist einer, der Gebet vorsteht)

Als Konfliktfelder in der JVA nannte er: Speisegebote, Gebetsmöglichkeiten, seelsorgerliche Betreuung, religiöse Literatur, Radikalisierung. Gebetsteppiche seien für einen Muslim kein Muss! Im Islam gibt es keine Lehrautorität und die Verbände sind eher national aufgestellt, deshalb sei die Einführung einer

von allen anerkannten muslimischen Seelsorge immer noch schwierig.

Als zweiter stellte uns **Herr Miess vom Institut für Integration und interreligiösen Dialog Mannheim** den derzeitigen Stand der Einführung islam. Gefängnisseelsorge vor. Von seinen Ausführungen sind mir vor allem die Hochglanzprospekte in Erinnerung. Herr Miess kommt ursprünglich aus der Werbebranche und entwickelt für das Land Ba-Wue ein Konzept, wie



ehrenamtliche islamische Seelsorger geschult werden können. Es wurde vom Institut ein Curriculum erarbeitet, das einem großen Anspruch genügen soll. Viele Module scheinen aus dem kirchlichen Bereich übernommen worden. Stauend, wenn nicht sogar zweifelnd ließ er uns mit dem geringen Stundenansatz für die Ausbildung zurück. Auch er wies auf das Problem der Verbände hin, die sich sehr unterschiedlich engagieren, manche sogar ablehnend sind. Deshalb hat, um der Radikalisierung zu entgegen, die Politik diese Ausbildung selbst in die Hand genommen.

Die Grenzen der Religionsfreiheit sind durch Gesetz konkretisierte verfassungsimmanente Schranken. (Grundrechte Dritter, Prinzipien mit Verfassungsrang).

Mit großem Gewinn hörten die Teilnehmenden den Bericht und die Einschätzungen eines Staatskirchenrechtlers aus dem ministerialen Umfeld zu. Er gab den juristischen Laien eine

knappe, aber gut verständliche Einführung ins deutsche Staatskirchenrecht. Dieses gliedert sich in: 1. Religionsfreiheit als Individualrecht, 2. Konfliktrecht, 3. Kollektive Dimensionen. Deutlich machte er, dass es in der Verfassung um Freiheit der Religion gehe für jeden Menschen und nicht um Verzweckung von Religion. Das Selbstverständnis jeder Religion ist zu achten und danach zu bewerten. Die Grenzen der Religionsfreiheit sind durch Gesetz konkretisierte verfassungsimmanente Schranken. (Grundrechte Dritter, Prinzipien mit Verfassungsrang). Religionsfreiheit ist immer als ein Minderheiten-Schutzrecht zu verstehen. Durch das Trennungsprinzip gibt es in Deutschland keine Staatskirche, aber auch keine Laizität. Es wird eine Gleichbehandlung der Religionen angestrebt, aber keine schematisch-formale. Als Konfliktfelder nannte er u.a. die Schule und den RU, sowie die Anstaltsseelsorge.

Als amtierender ehrenamtlicher muslimischer Seelsorger an der JVA Karlsruhe war **Herr Sa-**

lim Aidi zu Gast. Er sprach aus der gegenwärtigen Praxis und über die Zusammenarbeit mit der christlichen Seelsorge. Er kommt vor allem, um das Mittagsgebet mit den muslimischen Gefangenen zu feiern. Seine Predigtthemen: Säulen des Islam, Charakter eines Muslims, Reue, Bedeutung der Feste, Diebstahl, Kriminalität, Drogen, Unzucht, Alkohol, Ehrfurcht vor Allah. Zu Einzelgesprächen reicht seine Zeit in den Pausen im Brotberuf nicht aus. Etwas ratlos ließ er die Teilnehmer zurück mit seinen Ausführungen zur Scharia. Die Scharia gelte generell für jeden Muslim und ist nirgends aufgehoben. In Deutschland sei sie lediglich durch die Demokratie ausgesetzt.

Die Landesarbeitsgemeinschaft Gefängnisseelsorge hat am 17.6.2015 eine Stellungnahme zur Einführung einer islamischen Gefängnisseelsorge in Ba-Wue verfasst. Diese wurde von Dekan Ding vorgestellt.

Hierin geht es um den Willen zur Zusammenarbeit, aber auch um die Grenzen einer Beratung und Begleitung der muslimischen Seelsorger.

Annette Roser-Koepff



Regionalkonferenz Berlin-Brandenburg

Auf dem Weg zu einer künftigen Stelle für Stille



Anlässlich der im Sommer 2015 begonnenen Planung einer zu organisierenden Einrichtung „Raum der Stille“ in der JVA Berlin Moabit - und durchaus zu verstehen als eine Art Pilotprojekt für den Berliner Strafvollzug - , beteiligt sich die Evangelische Gefängnisseelsorge in Moabit an einer Angebotsentwicklung.

Thomas-Dietrich Lehmann, evang. Gefängnisseelsorger an der JVA Berlin-Moabit schreibt:

Die Situation

Die Leitung der JVA Moabit plant seit Sommer 2015 die Einrichtung eines Ortes mit dem Arbeitstitel „Raum der Stille“ innerhalb der Haftanstalt. Ausdrücklich sind dabei die Gefängnisseelsorger der beiden Kirchen eingeladen worden, diesen Aufbau-Prozess mit zu gestalten.

Für die Räumlichkeit „Raum der Stille“ sollen nach dem Willen der JVA dazu passende Angebote entwickelt werden, die über die bisher angebotene Betreuung von Inhaftierten seitens der Gefängnisseelsorge hinausgehen. Es ist an verschiedene Anbieter unterschiedlichen Bekenntnishintergrundes und an bekenntnisoffene Angebote gedacht.

Weiterhin sollen als Adressaten der Angebote nicht nur die Inhaftierten angesprochen werden, sondern auch die Gruppe der Bediensteten innerhalb der Haftanstalt.

Darin ist bezogen auf die Berliner Situation eine Neuerung zu sehen, die basiert auf den

nunmehr ausgewerteten Erhebungen zur Personalentwicklung und den anschließend vorgenommenen Neujustierungen der Aufgaben innerhalb der JVA Moabit. Das Evaluationsprojekt trägt den Arbeitstitel „Agenda 2014“ und ist abgeschlossen. Nach unseren Informationen ist die Finanzierung, was Sachmittel und Personalentwicklung im Hause des Senators für Justiz betrifft, im Doppelhaushalt 2016/7 des Landes Berlin berücksichtigt.

Als „Raum der Stille“ wird in der JVA Moabit danach ein erst zu schaffender Bereich bezeichnet, der sowohl in einer Teilanstalt als auch im Verwaltungstrakt vorgehalten werden soll und zur alleinigen Inanspruchnahme von - sagen wir - spirituell-meditativ-andachtsförmigen Angeboten und Veranstaltungen genutzt werden kann. Wie nicht anders denkbar, sollen sich die künftigen Angebote getrennt nach den beiden unterschiedlichen Zielgruppen differenzieren, d.h. einerseits auf die Bediensteten und andererseits auf Inhaftierte beziehen.

Steht bezogen auf die Mitarbeiterschaft der



gesundheitliche Aspekt im Vordergrund, mit den dazugehörigen Terminologien von „work-life-balance“ und „Salutogenese“ ausgestattet, sodass die Angebote während der Arbeitszeit besucht werden können, ist mit Blick auf die Inhaftierten, zumal in einer U-Haftanstalt, eher an ein kurzfristiges „Hineinschnuppern“, somit an ein Kennenlernen von bisher unausgeübten Techniken und Sichtweisen bezogen auf das künftige Leben der Inhaftierten, auf Haltungen und Einstellungen zur Bereicherung ihres Horizontes gedacht.

Für diesen geschilderten Prozess nicht von Be-



lang, jedoch für uns in der Gefängnisseelsorge überaus wichtig, sei am Rande vermerkt, dass die neu zu gestaltende Situation in keiner Weise etwa als Konkurrenz oder Infragestellung der kirchlichen Angebote in der staats-kirchenrechtlich abgesicherten Position (gemäß Berliner Staats-Kirchen Vertrag von 2001) zu begreifen ist.

Im Gegenteil: Seit Ende Oktober 2015 laufen Umbaumaßnahmen zu einem größeren „Evangelischen Zentrum“ direkt an die Anstaltskirche angekoppelt, die mit Frühjahr 2016 abgeschlossen werden sollen, wodurch die Basis unserer kirchlichen Arbeit deutlich komfortabler als bisher ausgestattet sein wird.

Es handelt sich somit beim Aufbau eines Pilotprojektes „Raum der Stille“ um eine über diesen rein kirchlichen Horizont hinausweisende Situation.

Chance für die Evangelische Gefängnisseelsorge?

Ich meine, es liegt in dieser Situation eine Chance, sich in einen noch viel zu wenig ausgeleuchteten Bereich vorzuwagen.

Als Gefängnisseelsorge werden wir, so meine Einschätzung, künftig verstärkt als ein Anbieter unter vielen anderen wahrgenommen werden. Sowohl übrigens bei der Mitarbeiterinnenschaft in JVAen als auch bei den Inhaftierten.

Gerade in der urbanen Situation von Berlin, mit seinen von Zuwanderung sowie von kultureller, ökonomischer und religiöser Diversität geprägten Ausgangslage, kommt der Evangelischen Gefängnisseelsorge damit auch eine Verantwortung zu, quasi mitzubestimmen, wohin die Reise gehen soll.

(vgl. hierzu den durchaus in Teilen instruktiven Grundlagentext der EKD: Christlicher Glaube und religiöse Vielfalt in evangelischer Perspektive, Gütersloh 2015)

Gehen wir sehenden Auges in die Bedeutungslosigkeit von Evangelischer Gefängnisseelsorge?

Oder tragen wir, mit Selbstvertrauen in unsere Kompetenz und zugleich in Demut die Frohe Botschaft auch unter neu sich formierenden Bedingungen weiter in der Hoffnung, so gut wir es vermögen dem Herrn Jesus dorthin zu folgen, wo er immer schon vor uns ist? Aus solcher Glaubenshaltung heraus könnten wir uns auf alle neuen Herausforderungen einlassen. Fast hätte ich gesagt: Wir schaffen das.

Jedoch - und da verlasse ich jetzt die Glaubenslyrik - wird sich der Stellenwert von biblisch begründeter und kirchlich verantworteter Angebotsentwicklung im Knastalltag nicht zuletzt daran entscheiden, ob unsere Kirchenleitungen - gegen den Trend neoliberaler Austeritätspolitik auch in der Kirche -, Geld für aufzustockende Personalausstattungen in die Hand nehmen. Und ob auf der anderen Seite wir, als die in der Gefängnisseelsorge Tätigen, auch weiterhin



die Notwendigkeit sehen, die bürgerliche Kirchenmitte nicht in Ruhe bei sich selbst zu lassen, sondern dauerhaft die „Politische Diakonie“ der Gefängnisseelsorge, als ein Kerngeschäft des biblisch begründeten Auftrages ins restkirchliche Bewusstsein hieven.

So gesehen stehen wir in Berlin - anlässlich

einer eher pittoresk anmutenden Anfrage für Mittun am einem „Raum der Stille“ in einer JVA - am Anfang eines Denkprozesses. Und doch zugleich an einer Art Weichenstellung für künftiges Selbstverständnis von kirchlichem Engagement im Knast.

Thomas-Dietrich Lehmann

Regionalkonferenz Hessen

Vom Reiz, zu schauen, was dahinter ist...

Fast ein Jahr lang war Meike Sohrmann als Vikarin in den Justizvollzugsanstalten Frankfurt (IV) und Butzbach.

Hier schreibt sie zur Theologie, zum System Gefängnis und zu den Menschen darin:

Jeden Tag, wenn ich in die Anstalt gefahren bin, fiel mir eines immer wieder besonders auf: Die große Mauer. In Frankfurt war es der Moment, wenn ich in die Obere Kreuzäckerstraße eingebogen bin. Eine riesige graue Wand zieht sich die Straße hoch. Mit Stacheldraht gekrönt und winzigen milchigen Plexiglas-Fenstern bestückt. In Butzbach sind die Mauern braun. Sie wirken wie eine riesige Festung auf mich. Aus Backstein im 19 Jh. gebaut, thront sie auf einem Hügel über der Stadt. Ich bin zwiegespalten, was ich von diesen Mauern halten soll. Ich finde sie beeindruckend, machtvoll und ästhetisch, andererseits erschrecken sie mich

und schüchtern mich fast ein wenig ein. Ob jedoch das eine oder andere überwiegt - ob ich eher eingeschüchtert oder angezogen werde, ob ich sie eher erschreckend oder schön finde - es bleibt derselbe Reiz: zu schauen, was dahinter ist!

Der Grund, warum ich für die Zeit meines Spezialvikariats mir die Gefängnisseelsorge ausgesucht habe, hat sicherlich mit diesen Mauern zu tun – und sicherlich noch mehr mit den Menschen, die sich dahinter verbergen.

Von manchen Dingen weiß man nur in der Theorie, dass sie es gibt. Für mich sind das





Lebensläufe, die so ganz anders sind als der meine (Armut, Flucht, Angst vor Gewalt, Sucht,...) und so manche Tat, die jemand begangen haben soll (Körperverletzung, Misshandlung, Mord, Sexualverbrechen, Drogenhandel). Natürlich wusste ich, dass es all das gibt, aber bisher eben nur in der Theorie. Wenn ich dann Menschen wirklich erlebte, die von dieser Wirklichkeit erzählten, nahm ich „wahr“, konnte also erleben, dass es wahr und damit wirklich ist. Aus meiner Motivation heraus, mir Unbekanntes kennenzulernen, füllten sich für mich die oben genannten Begriffe, wie Armut, Sucht und Verbrechen mit Gesichtern, mit Geschichten und echten Menschen. Ich konnte außerdem feststellen, dass sich Begriffe selbst veränderten. Es ist etwas anderes, ob ich von dem Krankheitsbild der Schizophrenie gehört und gelesen habe oder ob ich vor jemandem stehe, der schizophren ist und vor Angst erstarrte, weil ich die Situation nicht einschätzen kann. Es ist etwas anderes, ob ich theoretisch um die Gefahr von Rechtsradikalismus weiß und mich jegliche Äußerungen, Handlungen, Demonstrationen, von denen ich höre, anwidere oder ob ich jemanden aus der rechten Szene kennenlerne und feststelle, wie hilflos ich im argumentieren dagegen bin, und es ist etwas anderes, ob ich bei dem Begriff Streit an die verbalen Auseinandersetzungen denke, die ich bis dahin geführt habe, oder ob mir Männer von schlagenden Vätern, fliegenden Aschenbechern und Aufkündigungen von Beziehungen erzählen.

Mit der Frage „Was steckt dahinter?“ war für mich neben den Menschen, die sich dort befinden, auch die Aufgabe der GefängnisseelsorgerInnen gemeint. Welche Rolle spielt Glaube und Religion in diesem Kontext und welchen pastoralen Dienst braucht es im Gefängnis? Es hat mich interessiert, wie man im Gefängnis Gottesdienst feiert und welche Glaubens Themen relevant sind. Ich habe erwartet, dass ich im Gefängnis auf Menschen treffe, die Religion und Kirche eher skeptisch und distanziert gegenüber stehen und ich war gespannt, ob diese Annahme der Wahrheit entspricht.

An vielen Stellen, denke ich, hat sich meine Erwartung bestätigt. Die meisten der Männer, die ich im vergangenen Jahr in seelsorgerlichen Gesprächen und im Gottesdienst kennengelernt habe, hatten „draußen“ keinen oder nur geringen Kontakt zur Institution Kirche und deren Vertretern. Das ist sicherlich ein Unterschied zwischen Gefängnis- und Gemeindepfarramt. So äußerten die Männer in Gesprächen häufig, dass Sie „mit Kirche eigentlich nicht so viel zu tun haben“ oder auch ihre Kritik an Kirche und an der Feier des Gottesdienstes konnte man erleben, dass die religiöse Praxis der meisten Männer ungeübt war. Nur wenigen Gottesdienstbesuchern waren Teile der Liturgie bekannt und so konnte ich als Liturgin bspw. weder die Kenntnis des Vater Unfers voraussetzen noch die eines Liedes wie z.B. „Großer Gott, wir loben dich“.

Trotzdem frage ich mich, ob das Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche und die Bedeutung von Glauben und Frömmigkeit im Gefängnis wirk-





lich so viel geringer ist als in anderen vergleichbaren gesellschaftlichen Kontexten.

Normalität und Voyeurismus

Mit dem Gefängnis ist es doch eine interessante Sache. Obwohl man noch nie einen Fuß hinein gesetzt hat, besitzt man doch eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wie es darin aussieht. Ich muss so ehrlich sein und zugeben, dass mein Bild hauptsächlich durch das Fernsehprogramm geprägt war: die RTL-Serie „Hinter Gitter“, Spiegel-Reportagen über „Horror“-Gefängnisse in den USA oder verschiedenste Krimis haben mein Bild gezeichnet. So kam es dazu, dass ich in den ersten Tagen weniger überrascht war von Dingen wie aufwendigen Sicherheitsbestimmungen, riesigen Schlüsseln, Stahltüren und autoritären Bediensteten, als vielmehr über eine nicht erwartete Normalität. Begriffe und Zusammenhänge wie: Gefangene „sich holen zu lassen“, jemanden „durchzuschließen“, vor den meisten Kontaktaufnahmen

ein schriftliches „Anliegen“ einzufordern, all das war mir fremd, passte aber in mein Bild, das ich vom Vollzug hatte.

Überrascht hat mich hingegen das „Normale“. Nach meiner ersten Woche in Spezialpraktikum fragte mich einer der Gefangenen: „Und, wie gefällt es Ihnen bei uns?“ Ich wusste nicht gleich, was ich sagen sollte, denn allein die Frage schien so alltäglich und gewohnt, dass ich sehr irritiert war. „Es ist überraschend normal hier“, war meine Antwort. Im Rückblick war diese Antwort vielleicht ein wenig einseitig und naiv, aber dies war mein erster Eindruck. Zu Beginn hat mich nicht das Extreme, das Außergewöhnliche irritiert, sondern das „Normale“ und das Alltägliche.

An mir selbst entdeckte ich in diesen ersten Tagen und Wochen meinen eigenen Voyeurismus. Ich war besonders in der ersten Zeit neugierig, welche Straftat die Männer begangen hatten und welche Umstände oder Eigenschaften dazu führten. Zwar nicht in den ausführlichen Akten doch in der internen Datenbank, dem sogenannten „BasisWeb“ informierte ich mich über Gefangene oder ließ mir von Erfahrungen anderer MitarbeiterInnen berichten. Es war spannend von konkreten Fällen und Straftaten zu hören und den dazugehörigen Menschen zu begegnen. Doch auch diese Begegnungen hatte ich erwartet.

So war ich, wie gesagt, weniger davon verwundert, dass ich Männern begegnete, die jemanden schwer verletzt oder mit Menschen- und Drogenhandel zu tun hatten - denn ich hatte erwartet, dass ich auf solche Verurteilungen treffen würde - ich war vielmehr überrascht, dass ich mich mit ihnen plötzlich über das Wetter, Helene Fischer oder „Schlag den Raab“ unterhielt.

Diese Spannung zwischen Extrem und Normalität war interessant und forderte mich heraus. Kontakte und Seelsorgegespräche, die inhaltlich mit der Tat und dem Vollzug nichts zu tun hatten, sind mir deshalb besonders in Erinnerung geblieben. Ich begann in dieser Zeit, die Straftat eines Menschen immer weniger als





Wesensart desselben zu begreifen, sondern immer mehr als das, was es dem Begriff nach ist: Eine bzw. seine Tat. Und so konnte ich mich immer mehr auch gut auf andere Themen als Vollzug, Schuld und Freiheitsentzug einlassen. Die Themen der Seelsorgegespräche waren dementsprechend sehr verschieden: Man kam auf Zustände und Begebenheiten im Vollzug zu sprechen, oft ging es aber um die Familie, Beziehungen, Geld und Arbeit, Theologie, aber auch um Themen der Politik oder der Musik.

Das Thema der „Normalität“ beschäftigte mich im Spezialpraktikum noch in anderer Hinsicht. Denn während ich auf der einen Seite feststellte, dass zum Gefängnis auch an vielen Stellen der Alltag und die Normalität dazugehören, versuchte ich ansonsten weiterhin sensibel und aufmerksam für diese Wahrnehmungen zu sein. Wenn mir beispielsweise jemand zu alltäglich von seiner Lebenssituation erzählte, die ich im Vergleich sehr belastend und als schwierig empfand, versuchte ich immer mehr diese Spannung auch meinem Gegenüber mitzuteilen. Denn für mich sah ich die Gefahr darin, zu leichtgläubig meine Empfindungen gegenüber den Empfindungen der Gefangenen zurückzustellen und zu negieren. Bis dahin war ich der Auffassung, die Wahrnehmung meines Gegenübers in Seelsorgegesprächen als Gegebenheit akzeptieren zu müssen und sah meine Hauptaufgabe in der Empathie. In der Gefängnisseelsorge versuchte ich nun auch stärker meine eigenen Empfindungen für das Gespräch zu nutzen und fruchtbar zu machen.

So versuchte ich zwar Gespräche über Alltägliches oder nicht den Vollzug betreffendes möglich zu machen, andererseits wollte ich aber meine Wahrnehmung des Extremen und des für mich Außergewöhnlichen nicht aufgeben und die Irritationen, die ich empfand, benennen, um das Gespräch nicht vorschnell einzugrenzen und auch um eine bzw. meine Perspektive dazuzugeben.

Hose ohne Taschen und Sorge um die Seele

Um in Butzbach in das Büro der Gefängnisseelsorgerin zu gelangen, muss man insge-

samt zwölf Türen öffnen und wieder schließen. Manche der Türen werden geöffnet durch Beamte und man wird wie durch eine Schleuse eingelassen, die anderen schließt man selbst auf und mit einem riesigen Schlüsselbund wieder zu. Bei einer solchen Anzahl an Türen und Schlössern verlangt allein das Hineingehen eine gewisse Konzentration und Anstrengung. Am Eingang wurde ich auch nach Monaten immer wieder von der Pforte gefragt, wer ich denn eigentlich sei und ich musste mich ausweisen. Außerdem war ich immer konzentriert, dass ich keine der Regeln und Bestimmungen beim Hineingehen vergesse. Und das ging schon morgens zuhause los. An einem Tag bin ich, nachdem ich an der JVA Frankfurt angekommen war, direkt wieder nach Hause gefahren, weil ich eine Hose ohne Tasche angezogen hatte. Ich hatte keine Idee, wie ich ohne Hosentasche den ganzen Tag mit meinem riesigen Schlüsselbund in der Hand arbeiten könnte. Der Schlüssel musste an einem Lederband an meiner Kleidung befestigt sein und durfte nicht offen abgelegt werden und so schien es mir am einfachsten, zurück nach Hause zu fahren und mich umzuziehen.

Ich gewöhnte mir außerdem an, mein Handy bereits zuhause auszuschalten und in den meisten Fällen ließ ich es ganz daheim. Zweimal nämlich passierte es, dass ich mein Telefon trotz Verbot und mehrerer Hinweise doch vergaß wegzuschließen und mit hinein nahm. Als ich es dann merkte, musste ich den peinlichen Gang zurück zur Pforte antreten und vor den Beamten mein Handy ins Schließfach legen.

Mit dem Umstand einer geschlossenen Institution geht einher, dass starke Abhängigkeiten innerhalb dieser Institution auftreten und Hierarchien entstehen. Das Individuum tritt zurück: Menschen bekommen Nummern oder andere Namen, sie tragen die gleiche Kleidung, für jeden gelten dieselben Regeln. Bedürfnisse, Konflikte sind nicht möglich außerhalb der Institution zu befriedigen oder zu lösen, sondern sie bleiben Teil der Institution und müssen innerhalb dieser angegangen werden. Im Gefängnis



zeigt sich dieser Umstand bspw. darin, dass der Gefangene sehr gläsern wird. Alle Probleme, die er hat, jede Handlung, jedes Bedürfnis muss durch den Vollzug geregelt sein und deshalb auch dem Vollzug bekannt: Arztbesuche, Briefkontakte, Kleidung, Einkauf von Essen, Ausstattung mit Elektrogeräten, Sport, sexueller Kontakt zu Partnerinnen, Kontakt zu Familie. Alles läuft über die Institution.

Dieses System hat selbstverständlich Auswirkungen auf die Beziehungen unter den Gefangenen und zu den Bediensteten und MitarbeiterInnen, besonders beschäftigt hat mich aber die seelsorgerliche Beziehung. Ich musste feststellen, dass auch diese Beziehung stark durch das System der Institution bestimmt ist. Nicht nur, wie und wo man sich zum Gespräch trifft, sondern auch welche An-

fragen an den/die Gefängnis-seelsorgerIn gestellt werden. Zwei Fragen, die sicherlich jeder Seelsorger schon gehört hat, sind: „Kann ich mal telefonieren?“ und „Haben Sie etwas Tabak für mich?“ Diese Fragen sind nur ein Ausschnitt und klingen vielleicht banal, aber sie sind am Anfang gar nicht so einfach zu beantworten. Nicht so sehr, weil es um das Geld für den Tabak oder um die Zeit und das Geld für das Telefonieren geht, sondern weil dahinter für mich immer die Frage steckte: Welche Aufgabe habe ich als Seelsorgerin im Gefängnis. Was heißt es, für die Seele zu sorgen? Wo ziehe ich eine Grenze? Manchmal spürte ich, dass ein Telefonat mit der Frau und den Kindern mehr Seelsorge war, als es jedes Gebet hätte sein können und manchmal ein Päckchen Tabak die gereizte Situation sofort entspannte. Einmal habe ich einen Gefängnis-seelsorger dabei getroffen, wie er zur Weihnachtszeit mit einer Schachtel Süßigkeiten durch die Gänge von Zelle zu Zelle zog. „Die Stimmung sei etwas gereizt und das würde ganz gut helfen“, sagte er und schmunzelte. Solche Gesten und scheinbaren Kleinigkeiten können in manchen Zusammenhängen also

große Bedeutung und seelsorgerliche Wirkung haben.

Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass es bei dieser Frage nicht so sehr um das Maß geht, inwieweit man auf solche Fragen um Bedürfnisse eingeht, sondern um die Klarheit und Begründung, die man den Gefangenen vermittelt. Dann nämlich, wenn das Gegenüber klar wusste, worauf es sich einzustellen habe und was es erwarten konnte, brachte es häufig auch Ruhe und Sicherheit in das seelsorgerliche Gespräch. Ich hatte den Eindruck die Männer spürten sehr schnell, wenn man sie vertröstete oder nicht eindeutig sagte, was man erwartet und wie die Grenzen gezogen sind. Ein deutliches Nein gehört seitdem für mich unbedingt zur Seelsorge dazu.

Ein deutliches Nein gehört seitdem für mich unbedingt zur Seelsorge dazu.

Müde vom Neinsagen

Im Rahmen meines Praktikums konnte ich verschiedenste Arbeitsgebiete und Angebote der Gefängnis-seelsorge kennenlernen. Da meine Mentorin Barbara Zöller in der JVA Butzbach für Angehörigenarbeit zuständig ist und auch in der JVA IV in Frankfurt mehrere Angebote für Väter anbietet,

spielte besonders das Thema der Familie eine große Rolle in meiner Zeit dort. Neben der Vätergruppe, den Familientagen zu verschiedensten Anlässen, sind mir die Vater-Kind-Tage in besonders guter und eindrücklicher Erinnerung. Ein Großteil machte außerdem auch die Einzelseelsorge mit Gefangenen aus und, was ich zunächst nicht im Blick hatte, die Seelsorge für Bedienstete.

Neben diesen Angeboten war für mich die „U25-Gruppe“ ein sehr interessantes Projekt. Gemeinsam mit einer Sozialarbeiterin traf ich mich einmal pro Woche mit 4-7 Gefangenen. Diese Männer waren alle unter 25 Jahre alt und kamen in der Regel aus dem Jugendvollzug. Dieses Angebot hatte das Ziel, ein Gesprächsangebot für die jungen Männer zu sein. Au-



Berdem sollte es ihnen helfen, untereinander Kontakt zu knüpfen und über Probleme und Schwierigkeiten im Erwachsenenvollzug ehrlich sprechen zu können. Wir kochten gemeinsam, spielten zusammen und sprachen über konkrete Themen (z.B.: „Wie wirke ich auf andere?“ oder „Welche Bedeutung hat mein Glauben für mich?“).

Im Rahmen dieses Projektes ist mir zum ersten Mal aufgefallen, wie anstrengend im Vollzug das Neinsagen werden kann. Ich erzähle von dieser U25 Gruppe, weil mir dort ein „Nein“ besonders wichtig geworden ist. Durch das jugendliche Alter der Gefangenen kam es nicht nur einmal vor, dass die Männer sich mir mit ihrem Vornamen vorstellten und mich baten, sie zu duzen. Ich kann mich sehr gut daran erinnern, wie ich während des ersten Treffens darauf reagierte. Ich stutzte kurz, fragte dann auch nach dem Nachnamen und stellte mich selbst mit meinem Nachnamen vor. Zuhause überlegte ich dann, wie ich in einer ähnlichen Situation reagieren würde bzw. wenn ich erneut das „Du“ angeboten bekäme. Anders als in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen gibt die Struktur des Gefängnisses klar vor, dass die MitarbeiterInnen verpflichtet sind, die Gefangenen zu siezen. Für mich kann ich sagen, dass diese Regel immer eine große Entlastung war. Trotzdem war ich in solchen Situationen in der Position diese Ansprache einzufordern bzw. durchzuhalten. Auch dann, wenn es für mich selbst nicht einfach war. Schließlich war ich manchmal nur ein paar Jahre älter als die Männer, mit denen ich zu tun hatte. Das folgende Mal, als ich das „Du“ angeboten bekam, antworte ich deshalb mit: „Nein, danke. Es fällt manchmal nicht so leicht, aber Sie und ich werden das mit dem „Sie“ schon aushalten.“

Auf dieses Nein folgten in den nächsten Monaten noch einige mehr. Wenn es zum Beispiel um den begehrten Tabak ging, ums Telefonieren oder auch um Sonderbesuche und kurzfristige Gespräche... Nicht immer konnte ich alle diese Anfragen erfüllen und ich stellte fest, nicht immer wollte ich das auch. In diesen ganzen Situationen wurde mir ein klares Nein zu einem guten Begleiter. Einmal stellte ich auch

fest, wie im Gespräch mit einem der Männer nicht ich, sondern ER plötzlich den Termin und die Rahmenbedingungen festsetzte. Um aus dieser Situation wieder herauszukommen, brauchte es einige Neins und ich stellte fest, dass Neinsagen unglaublich viel Kraft braucht. Manchmal war ich abends richtig müde vom Neinsagen.

Kopfschütteln und Auferstehung

Ein Bild habe ich noch sehr deutlich im Kopf: Ich stehe am Pult im Gottesdienstraum. Es ist Weihnachten und ich predige vom Kind im Stall. Ich erzähle die Weihnachtsgeschichte und wie diese Geschichte Grenzen sprengt und Gegensätze zusammenkommen: Gott und Mensch, Hirten und Könige, Himmel und Erde. In der ersten Reihe schaut mich ein Mann an und...schüttelt den Kopf. So etwas war mir bis zu diesem Tag noch nicht passiert. In den vor-





herigen Wochen hatte ich viele direkte Reaktionen auf meine Worte im Gottesdienst erlebt: Männer kommentierten, nickten oder fragten auch mal etwas, aber das jemand so deutlich den Kopf schüttelte und – zwar nicht hörbar, aber doch sichtbar – „Nein“ sagte, hatte ich noch nicht erlebt.

Im Rückblick finde ich, dass dieses Kopf schütteln ein sehr gutes Zeichen dafür war, dass die Theologie und die Predigt im Gefängnis eine besondere Klarheit und Direktheit besitzt. Außerdem, dass sie eine spürbare Relevanz hat. Es ist nicht egal, was gesagt wird. Zum einen konnte ich diese Direktheit immer wieder an den genannten Reaktionen der Gefangenen beobachten. Solche deutlichen Rückmeldungen durch Worte, Gesten und Mimiken wie im Gefängnis, habe ich zuvor in keinem Gottesdienst erlebt. Zum anderen wird man durch diese Direktheit gezwungen, frei und offener zu predigen. Wenn Menschen so direkt reagieren, kann man keinen schriftlichen Vortrag von 15 Minuten ablesen. Ich musste mich an vielen Stellen darauf einlassen und mich darauf vorbereiten, dass Gottesdienst wirklich und nicht nur in der Theorie ein dialogisches Geschehen ist und darauf vertrauen, dass im Gottesdienst auch wirklich etwas geschehen kann.

Doch nicht nur am Verhalten (der Gefangenen und von mir) konnte ich beobachten, dass die Theologie im Gefängnis an Klarheit und Direktheit gewinnt, sondern auch inhaltlich. Viele theologische Begriffe standen mir so klar vor Augen wie sonst selten. Die Themen Schuld und Gerechtigkeit bspw. beschäftigten mich viel und waren auch Inhalt von Gesprächen und Predigten.

Ich hätte nicht gedacht, dass ich die Beichte einmal so schätzen würde, doch wenn man im Gespräch mit einem Mann ist, dessen größtes Problem es ist, sich morgens im Spiegel anzusehen, weil er nicht glauben kann, was er

gemacht hat, wird Buße und Beichte zu einer guten und wirksamen Möglichkeit, dieser Ohnmacht etwas entgegenzusetzen.

In einer anderen Begegnung wurde mir das Thema der Auferstehung besonders wichtig. Ich lernte eine Person kennen, die in ihrem Leben schon so tief gefallen war, dass ihre vergangene Situation nicht mehr viel mit Leben zu tun gehabt hatte. Wenn ich die Person dann ansah und spürte, dass sie voller Lebensmut ist und neue Motivation gefunden hat, dann hatte ich das Gefühl eine Auferstehungsgeschichte aus unserer Zeit zu hören. Die folgenden Osterpredigt Wochen später besaß durch diese Begegnung eine besondere Wirklichkeit und Realität für mich.

So verschieden die Menschen und ihre Lebenssituationen waren, so verschieden waren auch die theologischen Fragen, die sich ergaben: Will Gott mich bestrafen? Warum lässt Gott das zu? Wie kann ich mein Kind taufen lassen? Wie feiert man Weihnachten im Vollzug und was ist die Gute Nachricht, die man eigentlich hinter Mauern sagen kann?

Existenzielle Situationen erzeugten existenzielle Fragen und verlangten nach deutlichen Antworten und Gesten. Das konnte ich oft spüren. Miteinhergehend, dass es nicht immer eine deutliche Antwort gibt und so war es häufig die Aufgabe auch diese Sprachlosigkeit in der Seelsorge auszuhalten.

Wenn die Tür ins Schloss fällt...

Ich habe mal einen interessanten und guten Rat bekommen: Wenn man das Gefängnis verlässt, um nach Hause zu gehen, soll man genau darauf hören, wie die Tür ins Schloss fällt. Das hilft dabei, abzuschalten und Erlebnisse oder Geschichten, die nicht immer die schönsten sind und einen belasten, hinter den hohen Mauern zurücklassen zu können. Dass diese Methode mal mehr und mal weniger gut funktioniert, überrascht sicherlich nicht. Ich habe es

**Ich hätte nicht gedacht,
dass ich die Beichte
einmal so schätzen
würde...**



des Öffneren ausprobiert und manchmal hat es auch geholfen. Besonders gut ist mir die Tür an meinem letzten Tag in Erinnerung geblieben. Allerdings nicht, weil ich noch so gut im Ohr habe, wie sie das vorerst letzte Mal hinter mir ins Schloss fällt, sondern vielmehr, weil ich es gar nicht mehr weiß. Den letzten Tag hatte ich immer wieder mal an diese Tür gedacht und wollte mich besonders darauf konzentrieren, wie sie zufällt und sich dabei anhört. Dann aber muss ich durch irgendetwas so abgelenkt gewesen sein, dass diese Tür für mich gar keine Rolle gespielt hat, obwohl sie durch ihre Sicherheitsbestimmung viel Aufmerksamkeit verlangt: Klingeln, warten, gehen, wieder warten, gehen... Die Gedanken um diese Tür stehen für mich symbolisch für so manche Erfahrung während meines Praktikums. Immer wieder habe ich festgestellt, dass etwas zwei Seiten hat und ganz gegensätzlich erscheinen kann. Eine Tür ist manchmal von entscheidender und - besonders für die Gefangenen - von existenzieller Bedeutung, und manchmal wird sie unbedeutend, man vergisst sie fast. Die Mauern sperren ein, begrenzen und erschrecken. Manchmal waren sie für mich aber auch wie ein Schutz. Ich konnte unterteilen in Erlebnisse, Personen und Erfahrungen innerhalb der Mauern und meinem Privatleben außerhalb.

Auch die erwähnte Spannung zwischen Extrem und Normalität ist für mich solch eine Erfahrung. Gewaltsame, lebensbedrohende, skurrile Geschichten stehen neben Geschichten vom Wetter und über das Fernsehprogramm. Außerdem erscheinen die extremen Umstände manchmal ganz normal und Normalität wird im Gefängnis außergewöhnlich und besonders.

Diese Gegensätze und diese Spannungen zu erleben und auszuhalten verlangte viel Aufmerksamkeit und Konzentration. Ich spürte, dass „mal eben ein Gespräch führen“ nicht funktionierte und ich an manchen Tagen mir zu

viel zumutete.

Außerdem lernte ich diese Aufmerksamkeit stärker auch auf mich selbst zu richten:

Wie fühle ich mich gerade?

Was brauche ich jetzt und was würde mir gut tun?

Wie will ich ein Seelsorgegespräch führen?

Was sind die Prioritäten?

Wie soll meine Beziehung zu den Gefangenen und zu den Bediensteten aussehen?

Mit dieser ständigen Reflektion der eigenen Person konnte ich manches feststellen:

Zum Beispiel, ...

Außerdem erscheinen die extremen Umstände manchmal ganz normal und Normalität wird im Gefängnis außergewöhnlich und besonders.

...dass Arbeitstage 13 Stunden aber auch 2 Stunden lang sein können.

...dass das „Siezen“ mir in vielen Beziehungen sehr geholfen hat.

...dass man manchmal Angst hat, auch wenn man fest entschlossen war, keine zu haben.

...dass ich es nicht jedem recht machen kann, und es vor allem nicht will.

Die Bandbreite meiner Erfahrungen aus dieser Zeit ist sehr groß und auch wenn ich sehr traurig war, dass mein Praktikum so schnell vorüberging und ich viele Menschen hinter diesen Mauern Auf Wiedersehen sagen musste, freu ich mich, dass ich auch Einiges mitnehmen konnte. Jede Menge Feststellungen über mich selbst und viele gegensätzliche und unerwartete Erfahrungen und Geschichten. Vielleicht war es dafür auch gut, dass ich an meinem letzten Tag die Tür nicht ins Schloss habe fallen hören. So konnte ich wahrscheinlich möglichst viel mit nach Hause nehmen.

Meike Sohrmann



**Pfarrerinnen Barbara Zöller
war die Mentorin von Meike Sohrmann.
Sie schreibt von ihren Erfahrungen:**

„Ich hatte in den ganzen Jahren, die ich nun schon im Gefängnis als Seelsorgerin arbeite, bisher nur Praktikantinnen für kurze Zeit. Kurz vor Beginn des Praktikums rief mich vor den Mauern der JVA Butzbach Frau Sohrmann an und teilte mir mit, dass in 10 Tagen nun ihr verschobenes Praktikum, das noch bei meiner Vorgängerin geplant war, nun antreten werde. Im ersten Moment war ich hin und her gerissen. Ja, sicherlich wollte ich einer jungen Kollegin die Möglichkeit geben Erfahrungen in einem „besonderen Seelsorgefeld“ zu sammeln, aber so richtig vorbereitet war ich darauf nicht. Nach kurzen Nachdenken und die Erinnerung an mein Spezialpraktikum im Gefängnis, setzte ich mich im Büro ans Telefon, um die formellen Voraussetzungen bei der Kirchenverwaltung und ganz wichtig bei der Justiz einzuholen.

Verblüffender Weise war alles in 10 Tagen geregelt und gleich am zweiten Tag erhielt Frau Sohrmann einen Anstaltsschlüssel. So war die Voraussetzung geschaffen, dass sie zwar in den ersten Wochen mit mir mitlief, sie aber nicht auf mich angewiesen war um die Anstalt zu betreten oder zu verlassen. Nach der allgemeinen Einführung „was geht und was geht nicht“ im System Gefängnis und dem gleichzeitig mit Hineinnehmen in die täglich anfallenden Aufgabenbereiche einer Gefängnisseelsorgerin, haben die Nachfragen und die Reflexion der Rolle eines Seelsorgers/einer Seelsorgerin mich angeregt mich damit erneut oder wieder auseinanderzusetzen.

Die tatkräftige Unterstützung und die seelsorgerliche Kompetenz waren eine großartige Bereicherung für die Anstaltsseelsorge, aber erst recht für mich. Obwohl ich gut vernetzt bin mit den Kolleginnen und Kollegen der Gefängnisseelsorge in Hessen, war es gut und weiterführend nach manchem Gespräch oder mancher Situation in der Anstalt sich direkt mit jemand auszutauschen.

Ich kann nur alle Kolleginnen und Kollegen, die die Möglichkeiten haben ein Spezialpraktikum im Gefängnis anzubieten, raten dieses auch voll auszuschöpfen. Sicherlich hatte ich mit Frau Sohrmann großes Glück, da wir uns gut verstanden haben, sie eigenständig, mit Lust an Neuem und einem Blick für die Bedürftigkeit der Inhaftierten, aber auch der Mitarbeitenden ihre „Knastzeit“ wahrgenommen hat. Die Anstaltsleitung der JVA Frankfurt IV und ich hätten Frau Sohrmann gerne behalten. Wir haben sie mit einem lachenden und einem weinenden Auge in die Gemeinde verabschiedet. Sie ist auch heute ein halbes Jahr später noch bei den Inhaftierten, mit denen sie gesprochen hat und bei den Mitarbeitenden der Anstalt präsent.

Vielleicht hören und sehen wir ja in ein paar Jahren von Frau Sohrmann wieder in der Gefängnisseelsorge. Ich wünsche es uns (den SeelsorgerInnen) und den Inhaftierten.“

Barbara Zöller



Regionalkonferenz Nord

I'm flying...

Dr. Christian Braune, Seelsorger in der JVA Fuhlsbüttel und der Soziatherapeutischen Anstalt Hamburg, berichtet aus der Konferenz:

I'm flying. Leider nicht!

Seit zu Pfingsten 2012 aus den drei norddeutschen Landeskirchen Nordelbien, Mecklenburg und Pommern in einem verwaltungstechnischen Kraftakt die Ev.Luth. Kirche in Norddeutschland wurde, sitzen wir im Auto und hoppeln über endlose Landstrassen oder stehen meditierend im Stau auf der Autobahn, um zum nächsten Treffen zu kommen.

Nicht alle erleben darum die neuen Verhältnisse als Geschenk des Heiligen Geistes. Vorbei sind die überschaubaren Verhältnisse. Der Himmel des Nordens, der sich von Helgoland bis Usedom und von Flensburg an der dänischen Grenze bis nach Neubrandenburg vor den Toren der Hauptstadt spannt, ist weit. Es soll zusammenwachsen, was jetzt kirchlich zusammen gehört. Die Katholische Kirche hat es ja mit ihrem Nordbistum vorgemacht und wir versuchen das auch.

Dass es trotz der Mühsal der langen Wege eine neue und anregende Kultur der vielfältigen Zusammenarbeit und des gegenseitigen Kennenlernens gibt, ist ein Glück. Bislang voneinander getrennte Milieus berühren sich. Es hat sich bewährt, sich zu regelmäßigen Studien-

tagen nordkirchenweit und zu Regionaltreffen zusammenzufinden. Die historisch gewachsenen Mentalitätsunterschiede zwischen östlich und westlich geprägten KollegInnen garantieren einen lebendigen, manchmal kontroversen Austausch.

Der Himmel des Nordens, der sich von Helgoland bis Usedom und Flensburg bis nach Neubrandenburg vor den Toren der Hauptstadt spannt, ist weit...

Am konkretesten gelingt diese Zusammenarbeit bei der Durchführung der jährlichen Beamtentagung in der Woche vor dem 1. Advent in Ratzeburg. Sie wird von einer kleinen Kollegengruppe vorbereitet. 50 VollzugsbeamtInnen aus den drei Bundesländern treffen sich für 5 Tage in einem Tagungshaus am Ratzeburger See, arbeiten

an einem Thema, feiern gemeinsam Gottesdienste und lassen es sich gut gehen. Politische Einstellungen, Erfahrungen im Vollzug, persönliche Fragen und religiöse Prägungen finden ein offenes Forum. Es ist schön zu sehen, wie über die Jahre hinweg das Verständnis für einander über Barrieren hinweg wächst und Freundschaften entstehen.

Wir fliegen zwar nicht, aber auch bei der bodengebundenen Fortbewegung unserer Arbeit spürt man manchmal den Hauch eines guten Geistes.

Dr. Christian Braune



Regionalkonferenz Sachsen

Das Sächsische Strafvollzugsgesetz



Christel Bakker-Bents, Gefängnisseelsorgerin in der JVA Zeithain, beschreibt die behandlungsorientierten Errungenschaften des seit drei Jahren geltenden sächsischen Vollzugsgesetzes.

Wir als Gefängnisseelsorgerinnen und –seelsorger in Sachsen finden für unsere Arbeit seitens der Justizvollzugsanstalten zumeist gute Voraussetzungen vor. Wir dürfen in der Gestaltung des Strafvollzuges mitwirken, kritische Äußerungen werden gehört und berücksichtigt. Wir erfahren zumeist Wertschätzung für das, was wir an Arbeit und Impulsen einbringen und begegnen einer grundsätzlichen Offenheit gegenüber unserer christlichen Haltung und Überzeugung. Natürlich stoßen wir in einem stark säkularisierten Bundesland, in dem christliche Traditionen zu Zeiten des DDR-Regimes in vielen Bereichen abgebrochen wurden und christliche Werte und Inhalte nicht mehr vermittelt werden konnten, oft auch auf Befremden und Unkenntnis. Dennoch fühlen wir uns grundsätzlich in unserer Rolle und Arbeit akzeptiert und respektiert.

Im sächsischen Strafvollzug werden seit dem Inkrafttreten des Sächsischen Strafvollzugsgesetzes am 1. Juni 2013 neue Modelle im Umgang mit Delinquenz und differenzierten Behandlungsangeboten umgesetzt, die dem gerecht werden, was die inhaftierten Menschen benötigen, um einmal in sozialer Verantwortung und frei von Straftaten leben zu können (vgl. § 2 SächsStVollzG).

Ein wichtiger Aspekt dabei ist, dass den Gefangenen Selbstbestimmung und Mitgestaltung

sowohl ihres Haftalltages als auch ihres Vollzugsverlaufes ermöglicht werden.

Grundlegend dabei ist der Ansatz eines Strafvollzuges auf Augenhöhe. Dieser setzt voraus, dass Gefangene als Menschen gesehen werden, die in ihrer Persönlichkeit zu achten sind (vgl. § 4 Abs. 1 SächsStVollzG) und die im Vollzugsalltag so selbstständig wie möglich bleiben, darin gestärkt und dazu motiviert werden, was letztendlich die Möglichkeit zu einer Weiterentwicklung der Persönlichkeit impliziert.

Am Erreichen des Vollzugszieles sollen die Gefangenen mitarbeiten. Ihre persönlichen Ressourcen sollen dabei in den Blick genommen werden, um sie so im Rahmen ihrer Möglichkeiten und Interessen zu motivieren und zu fördern.

Vollzugsziel und notwendige Vollzugsmaßnahmen sind mit dem Gefangenen zu besprechen und zu erarbeiten. Dieser kann seine Vorstellungen und Überlegungen, die zum Erreichen des Vollzugszieles dienlich sind, einbringen (vgl. § 8 Abs. 4 SächsStVollzG). Der Vollzugsplan ist auch vom

Ein wichtiger Aspekt dabei ist, dass den Gefangenen Selbstbestimmung und Mitgestaltung sowohl ihres Haftalltages als auch ihres Vollzugsverlaufes ermöglicht werden.



Gefangenen zu unterschreiben. Ebenso werden bei der Erstellung des Vollzugsplanes z.B. nahe Angehörige einbezogen, indem sie an den entsprechenden Konferenzen und Besprechungen, u.a. auch im internen Bereich der JVA, teilnehmen und sich einbringen können. Dieses hat stützende Auswirkungen auf den Vollzug und danach auf den Eingliederungsprozess.

Disziplinarmaßnahmen sollen möglichst durcheinervernehmliche Streitbeilegungen verhindert werden, indem den Gefangenen die Möglichkeit gegeben wird, entstandenen Schaden zu beheben, sich zu entschuldigen oder eine Leistung für die Gemeinschaft zu erbringen.

Durch therapeutische Behandlungs- und Interventionsmaßnahmen soll das Selbstvertrauen der Gefangenen gestärkt, die emotionale Sicherheit aufgebaut und ihre Empathiefähigkeit erweitert werden. Das Angebot, das die Gefangenen in Anspruch nehmen können, umfasst z.B. Theater, Musik, Gesang, Stricken, Flechten, Bildhauen, Malen, Zeichnen und Modellieren. Hier können eigene Ideen eingebracht werden und Mitgestaltung ist erwünscht, aber auch Mitverantwortung ist unerlässlich, z.B. wenn es um das Gelingen eines Theaterprojektes geht, bei dem auch die soziale Kompetenz in der Gruppe gestärkt wird.

Ebenso können Gefangene sich im Bereich Sport einbringen, selbstverantwortlich Sportgruppen organisieren und Sportveranstaltungen durchführen.

Da Gefangene nach § 4 Abs. 2 Satz 1 SächsStVollzG an der Gestaltung des Vollzugsalltags beteiligt sein sollen, sind z.B. Küchenkommissionen und Wäschekommissionen gegründet worden. Auch in die Gestaltung des Anstaltsgeländes werden die Gefangenen z.B. im Rahmen der Gartentherapie eingebunden. Tiergestützte Therapieformen sind erwünscht und z.T. umgesetzt.

Ausgänge und Langzeitausgänge können durch § 38 SächsStVollzG für jeden Gefangenen in Anzahl und Dauer individuell festgelegt werden. Die monatliche Besuchszeit wurde in Sachsen auf mindestens 4 Stunden erhöht (§ 26 Abs. 1 SächsStVollzG). Langzeitbesuche sind nach § 26 Abs 4 SächsStVollzG möglich, familienorientierte Maßnahmen und Langzeitbesuche werden als sehr wichtig erachtet.

Dass es einen Prozess braucht, um alle Beteiligten, sowohl die Anstaltsleitung, die Bediensteten und die Gefangenen, in die Mitverantwortung und Mitbestimmung hineinzunehmen, ist sicherlich nachvollziehbar.

In dem hier verfassten Text geht es um eine Darstellung des seit fast drei Jahren geltenden Vollzugsgesetzes, jedoch nicht um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Sächsischen Strafvollzugsgesetz und seiner Umsetzung.

Der Leserin und dem Leser dürfte klar sein, dass zur Umsetzung die bis dahin bestehenden Machtstrukturen hinterfragt und umstrukturiert sowie Verantwortlichkeiten durch die Anstaltsleitung und die Bediensteten neu gewichtet werden mussten und müssen. Dass es einen Prozess braucht, um alle Beteiligten, sowohl die Anstaltsleitung, die Bediensteten und die Gefangenen, in die Mitverantwortung und Mitbestimmung hineinzunehmen, ist sicherlich nachvollziehbar.

Christel Bakker-Bents



Regionalkonferenz Sachsen-Anhalt/Thüringen

„Wir müssen uns alle mal an einen Tisch setzen...“



*Ulrich Huppenbauer, Gefängnisseelsorger in den JVAen Tonna und Gera, berichtet aus dem komplizierten Beziehungsgeflecht zwischen Anstaltsseelsorgern, Anstaltsleitungen und Justizministerium in Thüringen.
- Oder von der Anstaltsseelsorgerkonferenz zum Runden Tisch...*

Dieser Satz fiel bei der letzten Thüringer Anstaltsseelsorgerkonferenz in Gegenwart des Thüringer Justizministers am 29.10.2015 in der JVA Hohenleuben. Diese ist eine jährlich stattfindende normalerweise streng formalisierte Konferenz: Im Vorfeld sollen die einzelnen Anstaltsseelsorger Themen benennen, die sie an das Landeskirchenamt weitermelden. Von dort geht es an den Leiter des Evangelischen Büros, der für die Staat-Kirche-Beziehungen verantwortlich ist. Dieser gibt die Themen in seinen Worten an das Justizministerium weiter. Dort werden sie vom Abteilungsleiter Strafvollzug gesichtet, und sie fließen an dann in dessen Eröffnungsrede bei dieser Konferenz, die von dem Leiter der jeweiligen gastgebenden JVA räumlich und kulinarisch ausgerichtet wird. In Punkto gute Bewirtung gab es niemals einen Punkt zur Klage. Ein Anstaltsleiter will sich da gegenüber seinen Vorgesetzten im Ministerium natürlich niemals blamieren. Nach der Rede des Abteilungsleiters gibt es einen zeitlich begrenzten Freiraum der Diskussion. Die Sekretärin des Abteilungsleiters schreibt darüber ein Protokoll. Dieses Protokoll ist dann offizielles

**In Punkto
gute Bewirtung
gab es niemals einen
Punkt zur Klage**

Dokument des Justizministeriums und wird den einzelnen Anstaltsleitern dann zugeleitet. Wenn es dann mal so sein sollte, dass der eine oder andere Gefängnisseelsorger etwas Kritisches über seine Anstalt gesagt hatte, erscheint es im Protokoll. Und dann beginnt eine interne

Diskussion in der jeweiligen JVA, meistens mit beleidigtem Unterton: Warum haben Sie darüber nicht mit uns im Vorfeld anstaltsintern gesprochen? Wir hätten das doch klären können. Auch das ist verständlich. Denn ein Anstaltsleiter ist ja immer rechenschaftspflichtig gegenüber seiner vorgesetzten Behörde.

Wenn ein solcher Satz („Wir müssen uns alle mal an einen Tisch setzen“) ausgesprochen wird, dann zeigt dies an, dass Störungen vorhanden sind: Störungen in der Kommunikation zwischen Personen und Institutionen, die eigentlich aufeinander angewiesen sind. Und wenn jede Seite mit einem solchen Satz einverstanden ist, zeigt dies auch, dass alle Seiten den großen Wunsch haben, dass die Störungen überwunden werden. Das mit diesem Satz angedeutete Gesprächsformat, auf das jede



Seite ihre Hoffnung setzt, ist der „Runde Tisch“. Diese Bezeichnung erinnert ganz bewusst an die vielen Runden Tische, die es nach dem Zusammenbruch der alten DDR-Ordnung und vor der Neuorganisation nach der Verfassung und den Gesetzen der alten Bundesrepublik innerhalb eines wiedervereinigten Deutschlands in den Jahren 1989/90 auf dem Gebiet der ehemaligen DDR gab. Und er fand nun bei uns in Thüringen tatsächlich erstmals statt: Vertreter des Justizministeriums, die jeweiligen Leiter des ev. und kath. Büros, die Referentin der ev. Kirche, der Beauftragte des Bistums Erfurt, fast alle Thüringer Gefängnisseelsorger und alle Anstaltsleiter kamen am 26.02.2016 zu einem großen Runden Tisch mit ca. 30 Personen im Ministerium für Migration und Justiz des Freistaates Thüringen zusammen.

Worin bestehen aber die Störungen?
Diese Frage kann einerseits nur jeder subjektiv beantworten, und die Antworten fallen sehr verschieden aus.

Worin bestehen aber die Störungen? Diese Frage kann einerseits nur jeder subjektiv beantworten, und die Antworten fallen sehr verschieden aus. Es gab tatsächlich gegenseitige Klagen: Anstaltsleitung gegen Seelsorge, Seelsorge gegen Anstaltsleitung – die bis an die Ohren des Justizministers drangen, und es bleibt zu hoffen, dass in konkreten Fällen ein Modus vivendi gefunden wird.

Ein Dilemma, in dem wir alle stehen, müssen wir benennen: Jeder von uns Thüringer Anstaltsseelsorgern hat immer nur einen Teilstellenauftrag bzw. ist nicht nur in einer Anstalt tätig bzw. hat auch Stellenanteile in der Gefangenentelefonseelsorge. D.h. der regelmäßigen Präsenz in der Anstalt sind auch objektiv – rein zeitlich - Grenzen gesetzt.

Ein Punkt ist uns aber erst in der Vorbereitung dieses Runden Tisches wirklich bewusst geworden: Er betrifft die teilweise völlige Unkenntnis der für die Thüringer Gefängnisseelsorger verbindlichen Dienstordnung – nicht nur auf Seiten der Anstalt, sondern auch auf Seiten der kirchlichen Vertreter. Und dabei ist in den Jahren 1994/95 in den Verhandlungen

zwischen Staat und Kirche wirklich gute Arbeit geleistet worden. Es hat den Anschein, dass die damaligen Verhandlungsführer auf evangelischer, katholischer und staatlicher Ebene sich gewissenhaft mit den einzelnen Staat-Kirchen-Verträge in den Alt-Bundesländern beschäftigt und versucht hatten, aus den verschiedenen Vereinbarungen best-mögliche Regelungen auszuhandeln. Ein Hauptaspekt der Verträge ist, dass wir als Gefängnisseelsorger von unserer Kirche angestellt sind, voll und ganz dem Pfarrerdienstrecht unterstehen, dass aber unsere Arbeit zu 100 % von staatlicher Seite refinanziert wird. Damit ist ein Sonderstatus im Strafvollzug für uns beschrieben, der uns zwar verpflichtet, uns an die Ordnungen und Bestimmungen der Institution, in der wir arbeiten, zu halten, der aber klar beinhaltet, dass

wir außerhalb der hierarchischen Strukturen einer JVA stehen. Zu diesen jeweiligen Staats-Kirchen-Verträgen gehörte eben diese o.g. Dienstordnung.

M.E. spielten die allgemeine Unkenntnis über diese Dienstordnung und Kommunikationsprobleme zwischen Seelsorge und Gefängnisleitungen bzw. Gefängnispersonal einander in die Hände und machten die Frage nach unserem Status und unserer Rolle als Gefängnisseelsorger zu einem höchst aktuellen Thema.

Insofern können wir den jetzt tätigen Verantwortlichen in Landeskirche, Bistum und Ministerium wirklich dankbar sein, dass sie sich auf dieses erstmalige Experiment „Runder Tisch“ eingelassen haben.

Wie ist dieses Gespräch am 26.02. aber nun verlaufen? Ohne auf alle Einzelheiten einzugehen, möchte ich auf den m.E. interessantesten und bedeutendsten Punkt kommen: Ohne dass wir es im Vorfeld ausdrücklich benannt hatten und damit auch nicht geplant hatten – sind wir im Gespräch zu dem zentralen Thema unserer Arbeit gekommen, das in seiner Be-



deutung auch über Thüringen hinausreicht: nämlich der Schweigepflicht. Die Diskussion darüber entzündete sich an der Frage, wie die in der Dienstordnung erwähnte „Mitwirkung“ im Vollzug zu verstehen ist und was es für uns bedeuten würde, an Vollzugsplankonferenzen teilzunehmen: Was können wir über einen Gefangenen in einer solchen Konferenz erzählen, ohne die Schweigepflicht zu brechen? In diesem Zusammenhang vertrat einer der Anstaltsleiter die Meinung, dass die Schweigepflicht bzw. das Seelsorgegeheimnis sich ausschließlich auf die Beichte und auf bewusst ausgestaltete seelsorgerliche Einzelgespräche bezöge und alle anderen Begebenheiten, in denen der Seelsorger agierte, von der Schweigepflicht ausgenommen wären, und er bezog sich dabei auf ein Urteil des BGH. Weder einer der anderen Anstaltsleiter noch die Vertreter des Ministeriums widersprachen ihm. Da platzte dem Leiter des Evangelischen Büros, Oberkirchenrat Christhard Wagner, der Kragen:

„Ich muss da Ihnen vehement widersprechen. Die Schweigepflicht bezieht sich auf die gesamte Tätigkeit des Seelsorgers bzw. nicht die Institution, sondern der Seelsorger selbst entscheidet, was für ihn seelsorgerliche Angelegenheit ist und unter die Schweigepflicht fällt.“

Damit war also ein Punkt der Kontroverse benannt, der ins Herz unserer Arbeit und unseres Status trifft, und es war für uns Praktiker gut, dass wir unser Verständnis von Seelsorgegeheimnis nicht selbst aussprechen mussten, sondern die Vertreter der Landeskirche auf unserer Seite hatten.

Das Dilemma lässt sich nicht leicht auflösen, auch wenn natürlich die Möglichkeit einer Schweigepflichtsentbindung durch den Gefangenen diskutiert und sofort begeistert von dem Vertreter des Ministeriums aufgenommen wurde. Dass es damit nicht einfach getan ist, das wissen wir selbst aus der Praxis und das ist uns auch in unseren eigenen Weiterbildungen immer wieder vermittelt worden.

Es ist deutlich: wir sind nicht fertig mit diesem Thema, und wir kommen als Seelsorger immer

wieder an die Stelle, wo es allein auf unser eigenes Gewissen ankommt.

Von diesem Runden Tisch konnten wir in dieser Frage keine Lösung erwarten. Aber sie war auf dem (runden) Tisch und damit nicht mehr nur innerhalb der Grenzen unseres eigenen Tisches. Und das war gut so, und das musste so sein. Wir wissen nun, woran wir – sowohl innerhalb unserer eigenen Kreise als auch in der Kommunikation mit den Menschen, die die Institution vertreten, in der wir beschäftigt sind – weiter zu arbeiten haben.

Die Frage bleibt: Ist diese Art von Runder Tisch das zukunftsweisende Gesprächsformat. Ich bin hier skeptisch – allein auf Grund der großen Anzahl der Teilnehmer. Dass aber – wenn alles nur auf dem formal ausgetüftelten Dienstweg verhandelt wird – vieles von den wirklich wichtigen Themen auf der Strecke bleibt bzw. entsprechend dem Prinzip „Viele Köche verderben den Brei“ schließlich verwässert und verändert an den Stellen, die wirklich Vor-Ort-Entscheidungen zu treffen haben, ankommt, ist sicherlich deutlich geworden. Dazu kommt, dass es lange dauern kann, bis gute Ansätze, die beispielsweise von einem einzelnen Anstaltsleiter vertreten werden, auch wirklich in den unteren Ebenen der Hierarchie ankommen.

Wo wären die Aufgaben heute?

Aus den Erfahrungen der letzten Wochen, Monaten und Jahre möchte ich vier Ansätze benennen:

- **Kommunikationsstörungen zu überwinden** zu versuchen ist die Aufgabe aller Seiten. Zum Dialog gehört auch die Bereitschaft der kirchlichen Seite, eigene Fehler der Vergangenheit zu erkennen und sich in die andere Seite hineinzudenken, im Wissen, dass diese kraft ihrer Aufgabe und Funktion die Dinge aus einer anderen Perspektive sehen muss und auch in ganz anderen Zwängen steht als wir Seelsorger.
- Die **rechtlichen Regelungen** müssen



innerhalb in den verschiedenen Ebenen kommuniziert und **als für alle verbindliche Regeln betrachtet werden**.

- Gerade in diesem sensiblen Bereich: Seelsorge im Strafvollzug, einer Schnittstelle von kirchlichem und christlichem Selbstverständnis und staatlicher Vollzugspraxis braucht es **das Gespräch auch jenseits der hierarchischen Ebenen**. Ob dafür der große Runde Tisch, den wir erlebt haben, - in dieser ganz großen Runde - geeignet ist, muss weiter überlegt werden. Es gibt m.E. auch andere praktikable Modelle in anderen Bundesländern, bei denen es sogar erwünscht ist, dass die Praktiker sich jenseits des Dienstweges direkt bei den Entscheidungsträgern einbringen (vgl. Baden-Württemberg, wo es die Funktion

des „Gefängnis-Dekans“ gibt).

- Es ist bedenklich zu erleben, dass ausgerechnet das Thema, das für unsere Arbeit so zentral ist und durch das wir Vertrauenspersonen für so viele Menschen sind, auf Seiten der Anstaltsleiter entgegen unserem eigenen Selbstverständnis interpretiert wird. Hier bleibt es absolut dringlich für uns, uns gegen jeden Verwässerungsversuch der **absoluten Gültigkeit der Schweigepflicht** zur Wehr zu setzen.

Hainichen, den 05.03.2016

Ulrich Huppenbauer

Regionalkonferenzen kurz notiert:

aus der RK Niedersachsen:

Der Konvent wird sich in diesem Jahr besonders mit den Themen:

Islam

Familiensensibler Strafvollzug (Gründung einer AG)

Vater-Kind Projekte in verschiedenen Anstalten

Restorative Justice (s. dazu auch den Artikel „Beyond Punishment“) beschäftigen.



Bücher und Filme, die im engeren oder weiteren Sinn mit Gefängnis zu tun haben, werden unter „Mediales“ vorgestellt, rezensiert, kommentiert oder einfach nur erwähnt. Vielleicht kommt auch der eine oder andere Hinweis für Musik dazu.

Jede/r kann hier gerne etwas beitragen!



Mannsein als dynamisches Projekt

*Kuratle, David; Morgenthaler, Christoph:
Männerseelsorge.*

*Impulse für eine gendersensible Beratungspraxis,
Kohlhammer, Stuttgart 2015.*

ISBN: 978-3-17-028954-3

Während sich in den letzten Jahrzehnten zum Glück eine dezidiert feministische Perspektive auf Seelsorge etabliert hat, findet sich kaum Literatur, die sich mit seelsorgerischen Begegnung mit Männern* beschäftigt. Es ist daher erfreulich, dass sich der Pfarrer und systemische Familientherapeut David Kuratle und der Professor für Seelsorge Christoph Morgenthaler dieser Leerstelle in ihrem Buch „Männerseelsorge. Impulse für eine gendersensible Beratungspraxis“ angenommen haben.

Sie legen ihren Ausführungen dabei ein Verständnis von Geschlecht zugrunde, das sich auf der Höhe der aktuellen Forschung bewegt. Das soziale Geschlecht (gender) wird als soziales

Konstrukt verstanden, das in zwischenmenschlichen Begegnungen immer wieder neu konstruiert wird (doing bzw. undoing gender). Ähnlich existiert auch das biologische Geschlecht (sex) nicht unabhängig von gesellschaftlichen Diskursen. Dabei betonen die Autoren die Verwobenheit der Kategorie Geschlecht mit anderen Differenzierungen anhand derer gesellschaftliche Ein- und Ausschlüsse geschehen (Nationalität, Klasse, Rasse, Alter, u.a.).

Dieser theoretische Rahmen hat Auswirkungen auf das von ihnen vorgestellte Konzept einer Männerseelsorge. Diese kann so nicht als eine reaktionäre „Reise zurück zum wahren männlichen Selbst“ (95) verstanden werden, sondern



Mannsein wird als dynamisches Projekt begriffen, in dem es gilt verschiedenen Rollen Aspekte miteinander zu vereinen. Männerseelsorge kann dabei als „Unterstützung kreativer Suchbewegungen nach alltagstauglichen, befriedigenden Formen des Mannseins in komplexen, äußeren und inneren Spannungsfeldern“ verstanden werden (97).

In den theologischen Überlegungen zum Thema wird entsprechend eine schöpfungstheologische Argumentation nur gestreift und der Schwerpunkt auf eschatologische und christologische Perspektiven gelegt. Eschatologisch nehmen die Autoren im Blick auf Gal 3,27f. („Ihr alle nämlich, die ihr auf Christus getauft wurdet, habt Christus angezogen. Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau; denn ihr seid alle eins in Christus Jesus.“) Isolde Karles Rede von einer „Befreiungstheologie im Geiste Jesu Christi“ auf (36). Anregend sind die darauf folgenden christologischen Überlegungen zu Jesu Männlichkeit im Widerspruch zum Ideal antiker Männlichkeit.

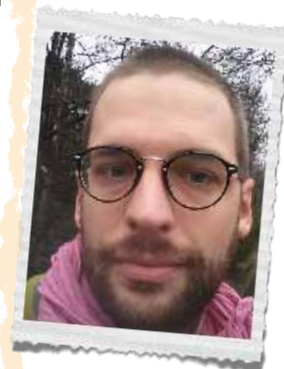
Konsequent wird auch hier das Konzept einer dynamischen Männlichkeit weitergeführt: „Seelsorge mit Männern findet nicht zu sich in der Identifikation mit dem ‚Mann Jesus‘. Diese biblische Geschichte jedenfalls geht einen anderen Weg. Sie bietet ein ganzes Spektrum von Männlichkeiten zur probeweisen Rollenübernahme an: marginalisierte, hegemoniale, gebrochene, begleitende, fragende, suchende, dozierende, teilende, dankende Varianten des Mannseins.“ (44)

Nach diesen grundlegenden Überlegungen und einem Werkzeugkasten mit Methoden in der Seelsorge mit Männern, widmen sich Kuratle/Morgenthaler vier konkreten Praxisfeldern: Männer in der Paarberatung sowie der Gemeinde-, Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge.

Bezüglich der Gefängnisseelsorge wird insbesondere auf das Phänomen der Scham eingegangen, die häufig mit der Angst einhergeht dominanten Männlichkeitsvorstellungen nicht

gerecht zu werden. Darüber hinaus wird nach den wechselseitigen Selbstinszenierungen in Seelsorgebegegnungen zwischen Männern und zwischen Männern und Frauen in hospitalisierenden Kontexten gefragt. Dem Thema der Arbeit als Seelsorgerin im Männerknast wird ebenfalls ein Abschnitt gewidmet.

Zum Schluss: Ich kann die Lektüre des Buches empfehlen, weil es sowohl eine gelungene Einführung aktuelle Konzepte kritischer Männlichkeitsforschung darstellt und gleichzeitig dazu einlädt sich als Seelsorger*in mit dem eigenen gender gerade auch jenseits dominanter Vorstellungen zu beschäftigen und so in der Seelsorge Männer in ihrer Auseinandersetzung mit ihrer Männlichkeit zu unterstützen. Freude hat mir beim Lesen insbesondere der spielerische Umgang mit den Tücken der Sprache gemacht. Durch verschiedene Schreibweisen und ein besonderes Augenmerk auf die verwendeten Sprachbilder und Metaphern wird versucht der Diversität von Männlichkeiten auch auf dieser Ebene Rechnung zu tragen.



Lukas Pellio,
JVA Lüneburg



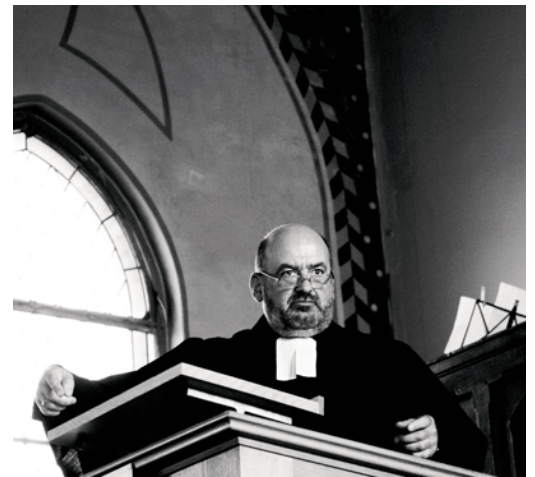
Berufung: „Himmelskomiker“

Rainer Dabrowski:
verknackt vergittert vergessen
Ein Gefängnispfarrer erzählt
Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2016
ISBN: 978-3-579-07058-2

Unser ehemaliger Kollege Rainer Dabrowski hat ein Buch geschrieben und sich auf diese Weise vom Gefängnis in den Ruhestand verabschiedet. Er gibt darin Einblicke in seinen Beruf und seine Erfahrungen im heutigen Strafvollzug in einer der größten deutschen Justizvollzugsanstalten für Männer, der JVA Berlin-Tegel.

Er beschreibt: ein Gefängnispfarrer ist Seelsorger, Sexualtherapeut und Weihnachtsmann in einer Person, manchmal auch Vater und immer Zuhörer: für viele Häftlinge der einzige Mensch, mit dem sie über ihre Sorgen und Nöte sprechen können.

Rainer Dabrowski erzählt von Menschen und Tragödien, die ihm in über 20 Jahren als »Himmelskomiker« begegnet sind. Er hat gelernt, die Knatsprache zu verstehen und zu akzeptieren. Gelungen ist ihm mit diesem Buch ein schnörkelloses Bild heutigen Strafvollzugs jenseits aller Klischees und Vorurteile.



Naikan im Strafvollzug

Ulrike Bechmann/ Wolfram Reiss (Hg.):
Anwendungsorientierte Religionswissenschaft.
Selbstbetrachtung hinter Gittern:
Naikan im Strafvollzug
in Deutschland und Österreich
Tectum Verlag, Marburg 2016.
ISBN: 978-3828836884

Naikan ist eine meditative Übung zur Selbstbetrachtung, die in buddhistischem Kontext in Japan entstand. Sie wird in Japan, China, Deutschland, Österreich und Südafrika in Einrichtungen des Strafvollzuges angewandt. Bei dieser Übung reflektieren die Praktizierenden die Beziehung zu verschiedenen Personen aus ihrem persönlichen Umfeld mit Hilfe von drei Fragen. Während der Reflexion,

die in frei gewählter Isolation stattfindet, werden verschiedene Lebensabschnitte in den Blick genommen.

Der Sammelband beschreibt im ersten Teil die religionshistorischen Wurzeln des Naikan und dokumentiert erstmals die Geschichte der Anwendung dieser Methode im deutschen und österreichischen Strafvollzug. Darüber hinaus wird ihr Ort im Rahmen der religiösen und therapeutischen



peutischen Behandlungsangebote diskutiert. Im zweiten Teil des Buches wird AnstaltsleiterInnen und PsychologInnen, SozialarbeiterInnen und drei Seelsorgern Raum gegeben, ihre praktischen Erfahrungen mit Naikan in verschiedenen Formen des Strafvollzuges zu beschreiben. Das Konzept des niedersächsischen Justizvollzuges, das die Verbreitung der Naikanmethode fördert, wird vorgestellt und erste Ergebnisse einer wissenschaftlichen Evaluation präsentiert. Das Buch vereinigt somit emische und ethische Perspektiven auf eine religiös-therapeutische Übung, die im Justizvollzug Anwendung findet. Es

bietet sowohl ReligionswissenschaftlerInnen als auch PraktikerInnen des Justizvollzugs grundlegende Informationen über Naikan.

Wolfram Reiss lehrt seit 2007 als Professor für Religionswissenschaft an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. 2005-2007 arbeitete er als Gefängnisseelsorger in der Justizvollzugsanstalt Diez in Rheinland-Pfalz.



Resozialisierung ade?

Bernd Maelicke.

Das Knast-Dilemma

Wegsperrten oder resozialisieren? Eine Streitschrift

Verlag C. Bertelsmann, München 2015

ISBN: 978-3-570-10219-0

Jedes Jahr werden in Deutschland ungefähr fünfzigtausend Menschen aus Gefängnissen entlassen, das entspricht der Einwohnerzahl einer Stadt wie Passau. Mehr als die Hälfte von ihnen hat leichtere oder mittelschwere Straftaten begangen, fast ein Drittel ist gefährlich oder schwer kriminell. Weil die meisten Entlassenen wieder rückfällig werden, ist der deutsche Strafvollzug ein „Drehtürvollzug“, der jährlich bundesweit rund 4,5 Milliarden Euro kostet.

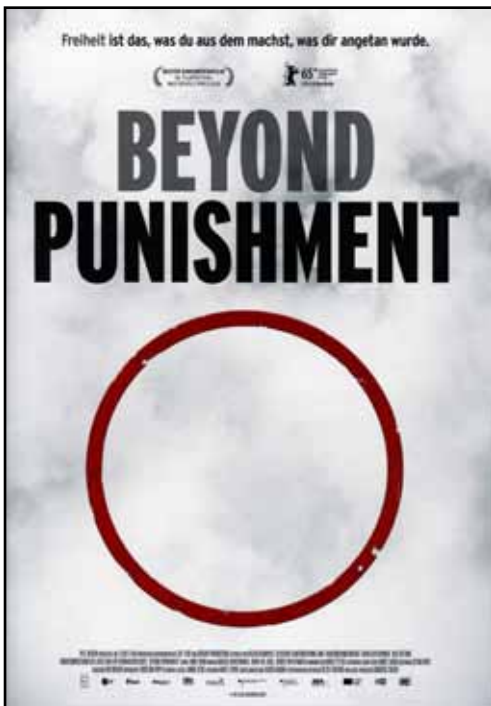
An diesem Punkt setzt der Resozialisierungsexperte Bernd Maelicke an. Seine These ist, dass der geschlossene Vollzug nur für Schwerkriminelle oder gefährliche

Straftäter wirklich notwendig ist. Die Gefängnisse sind trotz aller Reformen für die meisten Straftäter nach wie vor „Schulen des Verbrechens“, sie machen Menschen nicht besser, die schädlichen Folgen der Subkultur überwiegen.

Anhand von Fallbeispielen, erfolgreichen Projekten, persönlichen Erfahrungen, empirischen Zahlen und Fakten legt der Autor dar, warum und wie das Gesamtsystem der ambulanten und stationären Resozialisierung verbessert werden muss. Er plädiert dafür, z.B. durch den Ausbau einer Bewährungshilfe Straftatlassene dabei zu unterstützen, sich wirksamer in die Gesellschaft einzu-

Prof. Dr. Bernd Maelicke, geb. 1941, war von 1978 bis 1990 Direktor des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) in Frankfurt/M. Von 1990 bis 2005 war er Ministerialdirigent im Justizministerium von Schleswig-Holstein und arbeitete dort für die Reform des Strafvollzugs und der ambulanten Dienste. In Lüneburg hat er 2005 das Deutsche Institut für Sozialwirtschaft gegründet. Er ist Schriftleiter der Fachzeitschrift „Forum Strafvollzug“.





Geh einfach auf einen Hügel und sieh Dir den Sonnenaufgang an...

„Beyond Punishment“

ein Film von Hubertus Siegert

*Persönliche Eindrücke
von Henning Goeden,
Pastor JVA Göttingen/Rosdorf*

„Er gehört in die Hölle!“ Sagt die Mutter eines in der Bronx erschossenen Jugendlichen. „Ich möchte ja vergeben. Aber es ist schwer. So schwer!“ Sagt die Schwester.

Zwischen Vergeltung und Vergebung, so lässt sich der Spannungsbogen des Films umschreiben.

Darum geht es: Um Begegnung zwischen Tätern und Opfern. Um die Folgen von Tötungsdelikten für Hinterbliebene und Täter. Es geht um die Grenzen des Freiheitsentzuges und die Hinterfragung eines Strafsystems, dem es nicht gelingt, Opfern und Tätern von Gewaltverbrechen Frieden zu verschaffen. Vielleicht ist das nicht möglich. Eine Überforderung des Systems einerseits und der menschlichen Belastung andererseits. Aber wir müssen es wenigstens versuchen. Das sind wir den Opfern schuldig. Und den Tätern.

Es geht um den Versuch, sowohl den Hinterbliebenen als auch den Tätern von Ge-

waltverbrechen die Möglichkeit zu geben, sich ihre psychischen Belastungen gegenseitig mitzuteilen. Es geht um Schuld und Vergebung. Und es geht um die Grenzen, ja auch um das mögliche Scheitern dieses Versuchs.

Da sind die allein zurück geblieben New Yorker Mutter und Tochter, die dem Täter ihre Verwundungen, ihre Traurigkeit und Schmerzen, ihre Wut, Angst und Ohnmachtsgefühle erzählen wollen. Doch der Täter entzieht sich.

Da ist ein norwegischer Vater, der den Kontakt zum Mörder seiner Tochter aus Angst vor dem Täter und Wut über die seiner Meinung nach zu kurze Freiheitsstrafe ablehnt.

Und da ist der Sohn eines von der RAF Erschossenen, der sich von der Begegnung mit einem mittlerweile haftentlassenen ehemaligen Mitglied der RAF eine bessere Verarbeitung seiner Gefühle erhofft.

Der Film schildert in eindrucksvoller Weise,



welche nachhaltigen, oft Jahre andauernden Folgen schwere Straftaten haben.

Er zeigt die Notwendigkeit für Opfer und Täter auf, ihre Verletzungen zeigen zu können. Er benennt aber auch Grenzen: Sowohl der Versuch, Schuld zuzugeben wie der Versuch zu vergeben, kann scheitern.

Allerdings gibt es Alternativen, bzw. Ergänzungen zum System des langjährigen Freiheitsentzuges. Der Film lässt uns teilhaben an einem Gesprächskreis zwischen Opfern und Tätern in einem amerikanischen Gefängnis, die innerhalb festgelegter Regeln über das sprechen, was sie im Zusammenhang mit der Straftat bewegt. Allerdings treffen in diesen Runden nicht direkt Betroffene aufeinander. Es ist eine Art Selbst-erfahrungsgruppe, die es ermöglicht, sich auszudrücken, zu versuchen, sich in die Gefühlslage des anderen hinein zu versetzen und Nähe herzustellen, soweit möglich.

Vielleicht kann man Schuld nur zugeben, wenn man etwas von Vergebung und Versöhnung weiß.

Eine weitere Ergänzung des Regulärvollzuges kann „Restorative Justice“ sein.

Restorative Justice ist in der Tradition nordamerikanischen Indianer, der Aborigines in Australien und anderer indigener Völker verankert. In deren Vorstellung ist Schuld nicht die Missachtung von Normen, sondern die Zerstörung von Beziehungen. Restorative Justice ist ein Beziehungswiederherstellungsprozess, um Opfer sprach- und Täter verantwortungsübernahmefähiger werden zu lassen.

Hier sitzen sich - so habe ich es im Pine Ridge Sioux und im Standing Rock Cheyenne Reservat erlebt - unter der spirituellen Leitung des Medizinmannes und Vertreter des Stammes Opfer und Täter

gegenüber und erzählen sich gegenseitig ihre Geschichten. Es gibt strenge Regeln, nach denen vorgegangen wird, die alle Beteiligten akzeptieren und vom Medizinmann streng überwacht und rituell begleitet werden. Er ist es auch, der das Wort erteilt, das Wort entzieht, Schweigepausen verordnet, manchmal dem Täter oder dem Opfer „bodyguards“ zur Seite stellt, wenn er um deren Impulsivität weiß. Ziel ist es, eine Übereinkunft zu finden, die es den direkt Betroffenen und den anderen Stammesmitgliedern erlaubt, zukünftig friedlicher, verantwortungsvoller und respektvoller miteinander umzugehen. Manchmal reicht eine Geste und ein Ritual der Versöhnung. Auch so kann Gerechtigkeit wieder hergestellt werden.

Denn Gerechtigkeit ist, auch in der Tradition alttestamentlicher Erzählungen, ein Beziehungsbegriff.

Es kann uns weiter bringen, diese Traditionen in unseren Kulturkreis zu übersetzen.

„Ich werde Dich niemals bitten, mir das, was ich getan habe, zu verzeihen. Aber wenn Du mir doch jemals vergibst, musst Du es mir nicht sagen. Geh einfach auf einen Hügel und sieh Dir den Sonnenaufgang an. Für uns beide.“

Der stärkste Satz des Films.



Henning Goeden



Kontakt

Presse

Höhne Presse
Tel +49 (0)30 29361618
info@hoehnepresse.de

Verleih

Piffl Medien GmbH
Boxhagener Str. 18 | 10245 Berlin
Tel +49 (0)30 2936160
office@pifflmedien.de

Produktion

S.U.M.O. Film
Hubertus Siegert
Tel +49 (0)30 28599298
office@sumofilm.de

Lesen

Folgen

Tweeten

beyondpunishment.de
facebook.com/beyondpunishment
twitter.com/sumofilm

Hier Trailer
ansehen



photo credit: Mathias Bothor/S.U.M.O. Film



Lachen im Gefängnis - das ist so eine Sache...gibt es natürlich, Gott sei Dank! Lachen über Gefangene, über Mitarbeitende, über Gefängnisseelsorger/innen - schwierig, sensibel...aber vielleicht ist es doch gut in der Rubrik „Neben-Sächliches“ immer mal wieder auf skurrile oder humorvolle Geschichten und Ereignisse hinzuweisen. Lachen kann ja befreien, sogar und manchmal gerade im Gefängnis!

Stellvertretendes Leiden

Ein Kollege erzählt folgende skurrile Geschichte:

Der Gefangene Uwe V. (Name geändert) hat seine Strafe in unserer Haftanstalt angetreten und sollte zwei Monate dort einsitzen. Er war aber gar nicht der Verurteilte, sondern ging für seinen etwas jüngeren Bruder ins Gefängnis, der ihm ziemlich ähnlich sah. Zwei Monate - eine Gefälligkeit unter Brüdern - das schien möglich und erträglich; der Bruder hatte schon fünf Freiheitsstrafen verbüßt.

Aber wie das oft so ist: Zu den zwei Monaten kam noch ein Bewährungswiderruf mit zwei Monaten dazu und dann noch ein weiteres Ur-

teil mit neun Monaten Haft. So waren aus zwei Monaten schon über ein Jahr geworden... Er kam mit dieser Situation sehr schwer zu recht. Ich habe ihm aber geraten, still zu halten, weil sein Bruder sonst die ganze Strafe absitzen müsse.

Dann der Clou: Es wurde ein Haftbefehl wegen des Tatverdachts des Diebstahls gegen ihn erlassen. Nur: er konnte es ja gar nicht gewesen sein, saß er doch in Haft - ein ausgezeichnetes Alibi! Das Verfahren wurde dann eingestellt. Seltsam.

Uwe V. wurde nach § 57 StGB früher entlassen. Glück gehabt oder wie soll man das nennen?

Was Frauen und alte Männer in den sicheren Haftanstalten der Schweiz so alles machen...

Mit Hilfe einer 32-jährigen Aufseherin ist der syrische Coiffeur Hassan Kiko (27) aus der Haftanstalt Zürich Limmattal geflüchtet. Er wurde im Dezember 2015 vor dem Bezirksgericht Dietikon zu vier Jahren Haft verurteilt, weil er im Auto eines Kollegen ein 15-jähriges Mädchen vergewaltigt hatte.

ren. Erst bei einer Zellendurchsuchung flog der Schweizer auf.

Ein in der JVA Pöschwies verwahrter Pädophiler beschaffte sich eine private Tastatur, einen Internetstick und eine SIM-Karte. Damit konnte der 69-Jährige in seiner Zelle auf einem gemieteten PC ungehindert Kinderpornos konsumie-

Die in der Schweiz selbst für Häftlinge im Rentenalter obligatorische Arbeit im Gefängnis ist kein Grundrechtsverstoß. Mit dieser Feststellung hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte am Dienstag die Klage eines Mannes zurückgewiesen. Der fast 70 Jahre alte Kläger hatte der Schweiz einen Verstoß gegen das Verbot von Zwangsarbeit vorgeworfen, das in der Europäischen Menschenrechtskonvention verankert ist.



Vorstand und Beirat:

07./08.-10.11. 2016	Vorstand/Beirat in Fulda
06./07.-08. 02. 2017	Vorstand/Beirat in Hannover

Regionalkonferenzen

Baden-Württemberg

04. - 06.07.2016	Ökumenische Regionalkonferenz (Hohenwarth)
29.09.2016	Württembergischer Konvent beim Oberkirchenrat (Stuttgart)
17./18.10.2016	Regionalkonferenz (Thomashof bei Karlsruhe)

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-Oberlausitz

02./03.06.2016	Regionalkonferenz (Görlitz)
05.-09.09.2016	Jahresrüste (Heringsdorf)

Nordkirche

13.-16.06.2016	Klausurtagung (Salem)
----------------	-----------------------

Nordrhein-Westfalen

11.04.2016	Gesamtkonferenz (Wuppertal)
07.11.2016	Gesamtkonferenz (Dortmund)

Niedersachsen

31.10.-03.11.2016	Regionalkonferenz Herbsttagung (Springe)
-------------------	--

Sachsen

14.-16.06.2016	Ökumenische Regionalkonferenz (Bobritzsch)
10.11.2016	Konvent „uniformierte Seelsorge“ (LKA Dresden)

Arbeitsgemeinschaften:

AG U-Haft

25.04.2016	Seddiner See
03.11.2016	in Hannover
Evtl. 10.-15.07.2016	Exkursion nach Finnland

AG Jugend

25.04.2016	in Paderborn
------------	--------------

AG Frauen

25.-29.01.2016	Tagung in der Missionsakademie in Hamburg Thema: Frauengesundheit im Gefängnis
----------------	---

AG Angehörigenarbeit

14./19.04.2016	in Nordhelle
----------------	--------------

Emeriti

25. – 29.04.2016	Emeriti-Treffen, CVJM Familienferienstätte, Mühlental 2, 38855 Wernigerode
------------------	--

Tagungen

25.-29.04.2016	Jahrestagung in Brandenburg: „Mit Scheitern leben lernen“.
30.05. - 02.06.2016	Jahrestagung der AG Jugendvollzug „GLÜCK SPIEL SUCHT“ in Hiddenhausen
08. - 10.11.2016	Jahrestagung Seelsorge im Maßregelvollzug in Berlin Pankow zum Thema Schuld / Vergebung.
08.-12.05.2017	Jahrestagung in Hofgeismar/Hessen.
14.-18.05.2018	Jahrestagung am Kummerower See/Nord.

Fort- und Weiterbildung

26. - 28.09.2016	Drei Module Weiterbildung Gefängnisseelsorge für
06. - 08.03. 2017	nebenamtliche Gefängnisseelsorgerinnen/seelsorger
26. - 28.06.2017	Schloß Kapfenburg, 73466 Lauchheim

impresum

Aufschluss. Ausgabe 1/2016
84. Mitteilungsblatt der Evangelischen
Konferenz für Gefängnisseelsorge in
Deutschland

Herausgeber:

Vorstand der Evangelischen
Konferenz für Gefängnisseelsorge in
Deutschland

Geschäftsstelle:

Herrenhäuser Straße 12,
30419 Hannover,
Tel.: +49 (0)511 2796 406
Heike.Roziewski@ekd.de

Internet:

www.gefaengnisseelsorge.de

Redaktion:

Hans-Ulrich Agster
hans-ulrich.agster@jvastuttgart.justiz.bwl.de
Thomas Wagner
thomas.wagner@jvarottenburg.justiz.bwl.de

Redaktionsanschrift:

Evangelische Konferenz für
Gefängnisseelsorge in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover

Druck:

EKD-Druckerei Hannover

Fotonachweise:

Titel, „Hand“ MEV-Verlag, Micha Pawlitzki
S. 14, 28, 31, 42 und 52 Fotolia;
S. 59 Andrea von Fournier; alle weiteren
Fotos privat